Univativ

Das Lüneburger Hochschulmagazin
Lesen. Wissen. Reden.

RECHT AUF!

AUSGABE 60 // DEZEMBER 2009

Inhaltsverzeichnis

» UNIVATIV 60 // Dezember 2009

» UMFRAGE

4 **Univativ-Umfrage**
Dein persönliches Recht unter dem Weihnachtsbaum

» TITEL

5 **Kleines Glossar der Rechtsdebatte**
Zum klugen Mitreden bei aktuellen Themen rund um Menschen- und Tierrechte

6 **Tierrechte**
Ein Essay

7 **Recht auf Asyl?**
Wie Flüchtlingen in Deutschland das Recht auf ein würdevolles Leben verwehrt bleibt

9 **Recht auf Stadt**
Proteste und Manifeste – Die Stadt Hamburg sollte sich warm anziehen

11 **Recht auf Meinungsfreiheit**
Bericht über den aktuellen Stand in der Volksrepublik China

» CAMPUS INSIDE

12 **Recht auf Raum für Ehrenamt**
Müssen die studentischen Initiativen einpacken?

13 **Rechte-Verschiebung an der Leuphana**
Interview mit Studiendekan Peter Pez

15 **Ein Prodigy-Remake als Werbefilm**
Oder: Gender – was ist das?

» LÜNEBURG

16 **ArtgeRecht?**
Von „Animal-Hording"-Syndromen und den Leidtragenden

18 **Recht wohnlich**
Wenn mehrere Generationen unter einem Dach leben

» STUDIERENDE AKTIV

19 **Ein Recht auf Kindheit**
Das 2-Euro-Projekt von Misereor ermöglicht Kindersoldaten ein normales Leben

20 **Recht auf Bildung**
In ganz Deutschland protestieren Studierende für bessere Studienbedingungen – auch an der Leuphana

21 **Recht auf Engagement**
Der Dachverband stellt sich vor

» GLOBETROTTER

22 **Ab nach Kassel!**
Die Stadt möchte mehr sein als nur documenta - und scheitert daran regelmäßig mit Bravour

24 **Ecuadors neues Exportgut: Kein-Erdöl**
Der revolutionäre Vorschlag, das Öl im Yasuni-Nationalpark im Boden zu lassen

25 **Online-Update aus dem Reich der Inkas**
Auslandssemester in Peru

» ZEITGEIST

26 **Recht auf Klischees**
Oder: Woran erkenne ich eine Lesbe?

27 **Abendrot und Morgengrauen**
Die Sehnsucht nach dem Mythos „Vampir"

28 **Abenteuer Mitfahrgelegenheit**
Von unterhaltsamen Mitreisenden und rasanten Autofahrten

» SERVICE

29 **Das rechte Frühstück**
Fünf Frühstückscafés in Lüneburg, die man sich merken muss!

30 **Last-Minute-Geschenke, die kaum etwas kosten**
Noch wenige Tage bis Weihnachten und noch keine zündende Idee in Sicht?

31 **10 Gründe nicht mit dem Lernen anzufangen**

32 **Webtipp: Schadenfroh?**
Die Tücken des Alltags auf fmylife.com

32 **Webtipp: Indiskret?**
Menschen verraten ihre Geheimnisse

32 **Recht auf Liebe**
Rezension: „Liebe – ein unordentliches Gefühl" von Richard D. Precht

33 **Test – Welcher Leuphana-Typ sind Sie?**

35 **Impressum / Test-Auswertung**

36 **Termine**

EDITORIAL

Jeder Mensch fühlt sich anderen überlegen: Grundschüler gegenüber Vorschülern, Gymnasiasten gegenüber Grundschülern, Studenten gegenüber frischen Abiturienten. Die Neigung zur Überheblichkeit liegt tief in jedem von uns. Bei diesem Blick von oben ist Unrecht nicht fern. Vielleicht bleibt es bei Vorurteilen – vielleicht folgen aber auch Taten, welche die Rechte von anderen verletzen. Wenn es um Menschenrechtsverletzungen geht, richten wir gern den Zeigefinger auf Länder wie China. Doch wie sieht es vor unserer Tür aus? Stehen in Deutschland Rassismus und Diskriminierung nicht auf der Tagesordnung? Andere zu beschuldigen bewirkt noch keine Veränderung. Vielmehr sollte jeder Einzelne überprüfen, ob das eigene Verhalten die Rechte anderer verletzt.

Diese Ausgabe der UNIVATIV widmet sich diesem wichtigen Thema. Vor dem Hintergrund der Umsetzung des Bologna-Abkommens stellt sich die Frage, was „Recht auf Bildung" eigentlich heißt. Lina Sulzbacher berichtet von der aktuellen Situation an der Leuphana und die bundesweiten Bildungsstreiks. Was Menschen- und Tierrechte miteinander zu tun haben, versuchen Fabienne Erbacher und Steffen Riemenschneider heraus zu stellen. Mit welchem Schicksal Asylbewerber teilweise umgehen müssen, zeigt Mirja Hammer. Dass Künstler ein Recht auf Raum in ihrer Stadt haben, verdeutlicht Lilly Siewert in ihrem Bericht über die Besetzung des Hamburger Gängeviertels. Ian Gierczak berichtet aus China über Meinungsfreiheit und Überfälle. Welche Rechte den Fakultäten im Zuge der Neuausrichtung an der Leuphana geblieben sind, erfahrt ihr im Interview mit Studiendekan Pez. Geniale Werbung oder frauenverachtend? Heike Hoja berichtet über den Promotion-Film, der einen großen Streit im AStA auslöste. Diese Themen und noch viele weitere spannende Artikel findet ihr in dieser Ausgabe!
Wir freuen uns, dass das Redaktionsleitungs-Trio wieder komplett ist. Als Strategin, Geschäftsführerin und Mitarbeiterin mit Herz begrüßen wir Carmen Johann in unserem Team!

Viel Spaß beim Lesen und Diskutieren wünschen Susanna Andrick, Carmen Johann und Fabienne Erbacher (v.r.) (Foto: Christian Maly)

Anzeige

vom FASS®

Das Team VOM FASS in Lüneburg wünscht allen ein erfolgreiches Neues Jahr!

Und wenn noch etwas fehlen sollte ...
... wir haben

Essig, Öl, Wein, Likör, Whisky, Wodka, Gin, Absinth ...

VOM FASS Lüneburg
Bardowicker Str. 11
nur 100 m vom Marktplatz!

Univativ

Das einzig freie Blatt auf dem Campus!

U nabhängigkeit
N euglerde
I nnovation

Das und einiges mehr erwartet dich in unserem Team. Ehrenamtliche Arbeit, die Spaß macht!!!

Werde auch Du Univativ als Sales ManagerIn (Anzeigen und Sponsoren), RedakteurIn oder LayouterIn

Schick' uns Leserbriefe mit Verbesserungsvorschlägen und Anregungen zum Inhalt und Layout eures Hochschulmagazins an: *univativ@leuphana.de*

Univativ Umfrage

» Dein persönliches Recht unter dem Weihnachtsbaum

Stellen wir uns einmal vor, zu Weihnachten würden keine Geschenke verteilt, keine bunten Päckchen in Geschenkpapier geschlagen. Dafür aber etwas viel Besseres: Ein Recht für sich selbst, die Mitstudierenden oder die gesamte Menschheit.
Wir haben nachgefragt, welches Recht bei unseren Kommilitonen ganz oben auf dem Wunschzettel stehen würde.

Susanne: *„Das Recht darauf, die Industrie zu strafen, wenn sie Emissionsbeschränkungen nicht einhält."*

Claudia (rechts): *„Ich wünsche mir ein Gesetz, welches gewalttätige Kriege verbietet. Man sollte Konflikte mündlich am Tisch regeln und nicht mit Waffen."*
Karina (links): *„Dann wünsche ich mir aber auch das Recht, meine persönlichen Kriege behalten zu dürfen."*

Björn: *„Das Recht darauf, eine Woche machen zu dürfen, was ich will."*

Janine: *„Das Recht auf freie Bildung."*

Kolja: *„Mehr Recht auf Freiheit. Ich wünsche mir mehr Möglichkeiten zur freien Entfaltung, die es in unserem Rechtssystem leider nicht in der Form gibt. Zusätzlich wünsche ich mir weniger Überwachung."*

Lina: *„Ich hätte gern das Recht, eine Rede an die gesamte Menschheit halten zu dürfen (und alle müssen zuhören). Dazu wünsche ich mir das Recht auf eine würdige Zukunft für jeden Menschen."*

Carina: *„Freie Wahl, um welche Uhrzeit meine Kurse anfangen."*

Cynthia: *„Das Recht auf Zeit. Auf qualitative Zeit."*

Niclas: *„Das Recht auf Stille."*

Lisa: *„Das Recht auf ein Grundeinkommen ab dem 1. Lebensjahr. Und dass Zahnimplantate von der Krankenkasse spendiert werden."*

Jonas: *„Chancengleichheit für alle Studierenden."*

Birte Ohlmann und Michelle Mallwitz

Kleines Glossar der Rechtsdebatte

» Zum klugen Mitreden bei aktuellen Themen rund um Menschen- und Tierrechte

Asylant, der:
Politisch sehr unkorrektes Wort. Heutzutage sagt man:

Asylbewerber, der; Asylbewerberin, die:
Menschen, die es in Deutschland eigentlich nur geben dürfte, weil sie mit dem Fallschirm hier gelandet sind (siehe Bericht auf S. 7).

Enkulturation, die:
Kulturwissenschaftlich angefütterter Sozialisationsbegriff theologischen Ursprungs.
Inklusion (siehe unten) durch Enkulturation (IdE) ist ein bildungspolitischer Ansatz des Landes Niedersachsen zur Vermeidung von sozialer Benachteiligung, Ausgrenzung und Abschottung als Folge nicht vermittelter Schlüsselkompetenzen. Das Programm wird aus Mitteln des Europäischen Sozialfonds (siehe Oktober-Ausgabe der UNIVATIV) gefördert. Lehrkräfte und Ausbilder sollen lernen, wie Gruppen mit unterschiedlicher Enkulturation (aus unterschiedlichen „Milieus") in einem „multikulturellen" Staat zusammenleben können. Jeder und Jede in diesen Gruppen sollte sich in einer von Diversität, Pluralismus, Solidarität und Dynamik geprägten Gesellschaft optimal entfalten können.
Beispiel: Kinder ausländischer Herkunft sollen im Kindergarten nicht lernen, wie man am besten imitiert („In Deutschland machen wir das so") sondern durch Alltagspraxis Angehörigkeit zu einer Gemeinschaft begründen. Denn Ausschlüsse aus dem Arbeitsmarkt beginnen schon im Kindesalter. Also – Teilhabe an kulturellem Leben: Ja. Leitkultur: Nein.

Integration, die:
Ist „out". Denn der Begriff impliziert, dass es schon „Outsider" gibt, die „Insider" werden müssen bzw. dass „Abweichungen" in den „Mainstream" integriert werden müssen.
Beispiel: ein Kind in ein bestehendes System hereinnehmen, ohne das System substantiell zu verändern.
„In" ist dagegen:

Inklusion, die:
Ein gesellschaftlicher Auftrag. Wir werden davon in den nächsten zehn Jahren vermehrt hören. Bei Inklusion soll eine Sensibilität für Vielfalt geschaffen werden. Der Anspruch ist, maximal inklusiv (also minimal exklusiv) zu sein.
Inklusion selbst gemacht: Mit dem Index für Inklusion von der GEW. Hier kann feststellen: Ist meine Organisation inklusiv? http://www.gew.de/Index_fuer_Inklusion.html

Inklusive Menschenrechte, die:
Projekt in Lüneburg im Rahmen des niedersächsischen IdE-Programms. Grundannahme ist, dass die Realisierung des Rechts aller Kinder auf gemeinsame Bildung und Erziehung nur durch einen umfassenden Reformprozess zu realisieren ist. Kindern soll klar werden, dass sie Rechtsträger sind. Das Recht auf Bildung ist ein inklusives Recht. Die Bundesregierung verstößt gegen Kinderrechte von staatenlosen Kindern, wenn er nicht dafür Sorge trägt, dass Kinder von Asylbewerbern zur Schule gehen. Sie haben ein Recht auf inklusive Bildung – Bildung, die zugänglich ist, die sie wirklich bildet, nicht nur formal. So haben auch Flüchtlingskinder ein Recht auf Bildung in ihrer Landessprache oder nicht-verbale Teilhabemöglichkeiten. Die Gefahr bei der Umsetzung besteht darin, erneut zu stereotypisieren. Es soll eine Sensibilisierung für die Vielfalt in der pädagogischen Praxis geben, z.B. für „Regenbogenfamilien". Das Projekt „Inklusive Menschenrechte" ist erreichbar auf www.inklusive-menschenrechte.de

Menschenrechte, die (pl.):
Entgegen der allgemeinen Auffassung nicht das, worum sich Amnesty International in anderen Ländern kümmert, sondern etwas im hier und jetzt.
Beispiel: Beim Recht auf Bildung handelt es sich laut UN-Weltkonferenz der Menschenrechte 1993 in Wien um ein „Empowerment-Right" - ein Recht, sich zu vergesellschaften. Das ist keine bürgerliche Freiheit, sondern ein Menschenrecht. Soziale und kulturelle Rechte sind nämlich auch Menschenrechte. Problematisch ist, dass der Begriff aufweicht. Zum Beispiel haben einige Inuit versucht, das Recht auf Kälte („The right to be cold") einzuklagen, das sie durch die globale Erderwärmung bedroht sehen.

Fabienne Erbacher

Tierrechte

» Ein Essay

Wenn 200 Gramm Haubenlerche (entspricht zwei Pärchen) einem millionenschweren Bauprojekt wie dem Lüneburger Audimax im Weg stehen, kann es in Deutschland um den Tierschutz nicht so schlecht bestellt sein. Tierschutz ist ein Thema, das immer mal wieder hochkommt. Seien es vernachlässigte Haustiere, oder das wenige Geld, mit dem Tierheime über die Runden kommen müssen. Die Tiere dort können einem echt Leid tun, wenn man daran denkt, dass sie ein trostloses Leben in Zwingern verbringen. „Es scheinen wirklich herzlose Menschen zu sein, denen solche Zustände egal sind, da müsste man doch mal was tun!", denkt man sich, während man den Artikel dazu in der Zeitung liest und dabei in sein Wurstbrot beißt. Wirklich herzlose Menschen…

Den Artikel über Geflügelbetriebe in Niedersachsen überfliegt man lieber. Man könnte sich am Ende noch den Appetit verderben, wenn man erfährt, dass die Tiere mittlerweile von Tierärzten Schmerzmittel verordnet bekommen. Ihr Kreislauf und Knochengerüst verkraftet den – durch das Mastfutter und die Züchtung bedingten – rasanten Gewichtszuwachs nicht: Die Tiere sind chronischen Schmerzen ausgesetzt. Im Bereich der Eierproduktion werden die Hälfte aller ausgebrüteten Küken am Schlüpftag wieder getötet – zerschreddert oder mit CO_2 vergast. Männliche Hühner legen schließlich keine Eier und sind auch für die Geflügelmast unbrauchbar. Hierfür werden andere, schneller Fleisch ansetzende Züchtungen verwendet. In Wietze bei Celle soll nun ein neuer, großer Geflügelschlachthof entstehen. Damit er ausgelastet ist, müssen in der Umgebung rund 150 Großmastbetriebe angesiedelt werden. Die industrielle Hähnchen-Mast mit 25 Tieren je Quadratmeter und vielen leidenden Masttieren sei den Verbrauchern nicht vorzeigbar, meint die „Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft". Sie ist gegen das Projekt. Auch Anwohner Wolf-Rüdiger Ehry meint, Hühnerhaltung in Mastbetrieben sei eine „gesetzlich legitimierte Tierquälerei" (Welt Online, 11.11.2009).

Doch 50 Prozent der bundesweiten Geflügelproduktion findet schon jetzt in niedersächsischen Großmastanlagen statt. Oben beschriebene Methoden sind der Standard. Die Liste an grausamen Mastmethoden ließe sich weiterführen. Mit Schweinen, Rindern, Kälbern. Geschöpfe, von denen man sich als Verbraucher gerne denkt „so schlimm wird's schon nicht sein". Das Missverhältnis zwischen unserer Zuneigung zu Haustieren (und aufgeregten Schutz einiger Haubenlerchen) und unserer apathischen Gleichgültigkeit gegenüber den Tieren, die wir essen, ist erstaunlich. Ein Schwein z.B. ist zu so hohen kognitiven Leistungen in der Lage, dass man es erziehen kann wie einen Hund. Außer einigen Haustieren sind Tiere allerdings im Allgemeinen Produktionseinheiten, die aus günstigem Futtermittel Fleisch machen, dass sich teuer verkaufen lässt.

Als Antwort auf diesen Zustand gibt es seit Mitte des letzten Jahrhunderts eine Bewegung, welche die Ausweitung von gewissen Grundrechten auf Tiere fordert. Es geht dabei nicht darum, Menschenaffen das Wahlrecht zu verleihen oder Sozialhilfe für streunende Hunde einzuführen. Sondern darum, die Interessen fühlender Lebewesen fair gegeneinander aufzuwiegen. Dabei steht die Präferenz der Menschen für die Ernährungsweise mit Fleisch, die weder lebensnotwendig noch gesünder ist als vegetarische Ernährung, in keinem Verhältnis zu dem Interesse der Tiere an ihrem (leidfreien) Leben. Man könnte nun fragen „Aber wieso denn? Die ganze Menschheitsgeschichte über haben wir Tiere gegessen, das ist das Normalste der Welt!"

Die Frage zeigt die Nähe der Tierrechts- zur Menschenrechtsdebatte. Der hohe Standard an Menschenrechten in unserer Gesellschaft ist nämlich weder selbstverständlich noch sehr alt. Um für Menschenrechte zu argumentieren, muss die Frage lauten: Was haben alle Menschen gemeinsam, dass ihnen die gleichen Grundrechte wie Würde, Recht auf freie Entfaltung sowie körperliche Unversehrtheit, zugestanden werden sollen?

Es können nicht kognitive Fähigkeiten sein, denn dann müssten wir geistig zurück gebliebenen das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit versagen. Es können auch nicht Äußerlichkeiten oder eine bestimmte Machtposition sein, dann müssten wir das Verhältnis der ersten zur dritten Welt und die Überlegenheit von Menschen mit einer bestimmten Hautfarbe rechtfertigen. Das Geschlecht war lange Zeit ausschlaggebend, heute zum Glück nicht mehr.

Wir blicken auf diese Grenzen zurück, die wir einmal gezogen haben und sind erleichtert. Kämpfen, wo wir sie auf der Welt überschritten sehen. Wir empfinden die Unterschiede, die wir damals machten, als willkürlich. Wieso bei biologischen Unterschieden die Grenze ziehen, wenn es um die Entscheidung über das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit geht? Wieso bei den kognitiven Fähigkeiten? Wieso bei der Spezies?

Fabienne Erbacher und Steffen Riemenschneider

Recht auf Asyl?

» Wie Flüchtlingen in Deutschland das Recht auf ein würdevolles Leben verwehrt bleibt

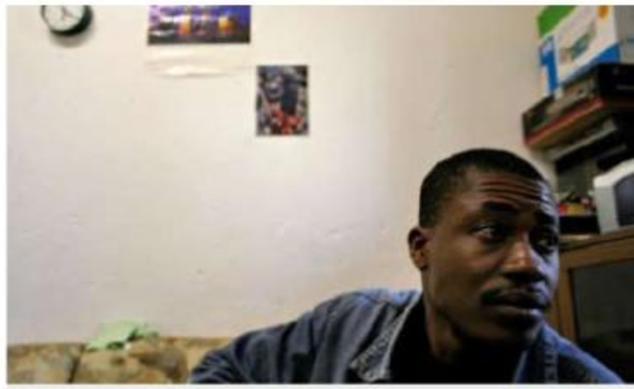
Hand aufs Herz: Was wissen wir schon über Flüchtlinge, die in Deutschland leben? Seit Mitte der 1990er Jahre ist in der Politik nahezu gar nichts mehr von ihnen zu hören. Schlägt man die Zeitung auf oder denkt an die jüngsten Wahlkampfthemen, kommen dort Asylbewerber nicht vor. Dabei wünschen sie sich nichts sehnlicher als eine dauerhafte Aufenthaltsgenehmigung für sich und ihre Familie, um endlich legal arbeiten und in Frieden leben zu können.

Jährlich kommen noch immer rund 20.000 Asylsuchende nach Deutschland. Viele leben seit über zehn Jahren hier, kommen aber über den Status „geduldet" nicht hinaus. Jeden Tag müssen ganze Familien damit rechnen, abgeschoben zu werden. Im schlimmsten Fall werden dabei Kinder in ein Land geschickt, das ihnen fremd ist, dessen Sprache sie nicht sprechen und in welchem sie keinerlei Zukunftschancen haben.

Pastorin Fanny Dethloff, Flüchtlings- und Menschenrechtsbeauftragte der Nordelbischen Kirche Hamburg sowie Bundesbeauftragte von Kirchenasyl, kennt die Schicksale der Asylbewerber. „Im Grunde kann man in Deutschland nur Asyl beantragen, wenn man mit einem Fallschirm eingesegelt kommt", erklärt Dethloff. Die Grenzen Deutschlands sind nach einer Änderung des Grundgesetzes im Jahre 1993 nach außen hin faktisch dicht: Wer aus einem sicheren Drittstaat nach Deutschland einreist, kann sich nicht mehr auf ein Asylrecht berufen. Da Deutschland heute nur noch von sicheren Drittstaaten umgeben ist, ist eine Einwanderung praktisch unmöglich.

Wie gelangen Flüchtlinge dann über die Grenzen? Die meisten kommen mit Hilfe von Schleppern und müssen ihren Anreiseweg streng geheim halten, um nicht in eines der Länder, über welche sie gekommen sind, abgeschoben zu werden. Andere werden von in Deutschland lebenden Verwandten eingeladen, um dann hier Asyl zu beantragen.

Laut Dethloff gleicht das deutsche Asylverfahren einem einzigen „Unglaubwürdig-machen" der Asylsuchenden. „Durch manipulative Fragetechniken wird in einer Art Schnellverfahren versucht, die Menschen wieder loszuwerden." Oftmals kommen sie schwer traumatisiert und auf geheimen Wegen nach Deutschland. Direkt nach der Ankunft müssen die Flüchtlinge inquisitorische Fragen über ihren Anreiseweg, ihr Heimatland, ihre Papiere und ihre Beweggründe über sich ergehen lassen. „Diese Art von Fragetechnik lässt die Asylsuchenden schlichtweg verstummen. Keiner kann über traumatische Erlebnisse sofort sprechen und die Flüchtlinge haben Angst davor, gleich wieder abgeschoben zu werden, weil sie die falschen Antworten gegeben haben. Deswegen werden sie dann als ‚unglaubwürdig' abgestempelt und direkt in die Asylbewerberunterkunft gesetzt", so die Pastorin.



Asylbewerber bekommen in Deutschland immer noch das Gefühl vermittelt, ungewollt zu sein

Stattdessen müsse man ihnen vielmehr Zeit, Raum und Verständnis bieten, damit sie mit ihren wahren Beweggründen für die Flucht herausrücken. Oftmals setzen Ausländerbehörden bei allein reisenden Minderjährigen ein fiktives Alter an. Krieg, Hunger und traumatische Erlebnisse lassen Kinder altern, woraufhin 15-Jährige – ob sie Papiere haben oder nicht – oftmals als Erwachsene eingestuft werden. Dadurch wird ihnen eine Sonderbehandlung verwehrt.
„Mit diesem Asylverfahren versucht man, die Leute zu verunsichern", sagt Dethloff. Man zeige ihnen, dass sie nicht gewollt sind und besser freiwillig gehen sollten. Eine Rückkehr in ihr Heimatland stellt für sie aber keine Alternative dar. Viele tauchen daher ab und verdienen sich ihr Geld als „Illegalisierte" in Restaurantküchen oder auf dem Bau. Dass sie trotzdem ein Recht auf vernünftige Entlohnung und einen Unfallschutz durch den Arbeitgeber haben, wissen die meisten nicht. Oder sie trauen sich nicht, ihre Rechte geltend zu machen. Einige Arbeitgeber nutzen das aus und ma-

chen sie zu „modernen Sklaven." Viel zu groß ist die Angst, entdeckt und abgeschoben zu werden. So zögern viele von ihnen auch lange, bevor sie einen Arzt aufsuchen. Dabei gibt es viele Ärzte, die bereit sind, Flüchtlinge unentgeltlich zu behandeln. Ärzte machen sich, entgegen der allgemeinen Befürchtung, nicht strafbar, wenn sie „Illegalisierte" behandeln, erklärt Dethloff: „Humanitäre Hilfe ist niemals strafbar." Trotzdem haben Organisationen wie Kirchenasyl und Proasyl in Deutschland immer wieder mit Anzeigen wegen „Unterstützung illegalen Aufenthalts" zu kämpfen.

Kirchenasyl schreitet immer dann ein, wenn eine Familie oder Einzelperson abgeschoben werden soll. Durch Gespräche, Therapien und psychologische Betreuung werden Beweise und Gründe für ein Recht auf Aufenthalt gesucht und fast immer auch gefunden. „In 90 Prozent der Fälle können wir beweisen, dass die Behörden nicht gut gearbeitet haben", betont die Flüchtlingsbeauftragte. So konnten beispielsweise kurdischen Frauen schwerwiegende Traumata attestiert werden. Bei der Flucht aus türkischem Gebiet war es Anfang der 1990er Jahre zu Massenvergewaltigungen auf Polizei- und Militärbehörden gekommen. Mit diesem Tatbestand erwirkte Kirchenasyl eine Abschiebesperre der kurdischen Familien.

Andere haben weniger Glück. Obwohl viele von ihnen schon seit über zehn Jahren in Deutschland leben, ihre Kinder hier geboren wurden und zur Schule gehen, sitzt Menschen mit dem Status „geduldet" die Angst im Nacken, jeden Tag abgeschoben werden zu können. Ein Bleiberecht erhält nur, wer durch ein Beschäftigungsverhältnis seinen Lebensunterhalt eigenständig bestreiten kann. In der heutigen Zeit gibt es aber schon für viele Deutsche wenig Hoffnung auf einen sicheren Arbeitsplatz. Wie sollen da Menschen, deren Duldung jeweils nur um drei Monate verlängert wird, einen versicherungspflichtigen Arbeitsplatz finden?

Ein Beispiel: Die Familie K. aus dem Kosovo lebt seit 20 Jahren in Deutschland. Alle sprechen gut Deutsch, die jüngsten Kinder wurden in Deutschland geboren, die beiden Älteren sind mit Deutschen liiert. Herr K. hat sich jahrelang gemeinnützig engagiert, aufgrund seines Duldungs-Status jedoch nie einen festen Arbeitsplatz erhalten. Nun soll die Familie abgeschoben werden. „Man lässt sie über Bürokratie-Hürden stolpern", so Dethloff. Auf der einen Seite fordern Politiker, Migranten sollen sich assimilieren, auf der anderen Seite wird ihnen die Anpassung verwehrt. „Man kann nicht erwarten, dass sich ein Mensch anpasst und einfügt, wenn man ihm stets das Gefühl vermittelt, er sei unerwünscht."

In Lüneburg leben ca. 40 Erwachsene Asylbewerber und 60 Kinder verschiedenster Nationalitäten in zwei Wohncontainern im Meisterweg. Das Gelände ist von einem Stacheldrahtzaun umgeben, auf den Fluren der Container steht Rattengift.* Dieses Umfeld macht die Forderung nach Assimilation aussichtslos. „Es muss sich grundlegend etwas ändern", meint Dethloff. „Solange Flüchtlinge und Asylsuchende abgeschottet ‚aufbewahrt' werden und ihnen eine Integration durch ungeeignete Verfahren verwehrt wird, können sie und die Deutschen nicht aufeinander zugehen." Ein bisschen weniger Bürokratie und dafür ein normalerer Umgang wäre wünschenswert. Dann wäre es vielleicht auch eines Tages so, dass ein Kind aus Bosnien gleiche Chancen wie ein deutsches hätte und die jüngsten Verbrechen nicht mehr betont oft von „Jugendlichen mit Migrationshintergrund" begangen würden. Bis dahin setzt sich Kirchenasyl dafür ein, möglichst vielen Flüchtlingen einen dauerhaften Aufenthalt zu ermöglichen und würdevoll zu gestalten.

Mirja Hammer

Eine-Welt-Laden und Umwelt-Laden im Heinrich-Böll-Haus Lüneburg

Bio & Fair

30 Sorten Kaffee aus Fairem Handel, vom milden mexikanischen Organico bis zum markanten Espresso aus Afrika · **100 Sorten Wein** aus ökologischem Anbau aus Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, Österreich, Italien und Griechenland · **100 Sorten Bio-Tee:** Schwarztee, Grüntee, Kräutertee, Fruchtetee, Gewürztee und aromatisierten Tee · **Primavera: 80 verschiedene** ätherische Öle und Airsprays, schöne Duftlampen und -steine · **Kunsthandwerk und Musikinstrumente** aus Afrika, Lateinamerika und Asien · **Umweltschutzpapier** in bunten Farben und schönen Motiven: für Schule, Büro, zuhause · **T-Shirts** aus Bio-Baumwolle **Lebensmittel** – fair & bio: Schokolade, Gebäck, Fruchtaufstrich, Honig, Kakao, Reis, Chutney, Kräuter, Gewürze **Schauen Sie doch mal** herein: hier finden Sie viel Schönes zum Verschenken und für sich selbst. **Katzenstraße 2** · zwischen Schröderstraße und Neue Sülze · **Telefon 0 4131/4 10 93**

Betonierte Wohn- und Büroanlagen am Sandtorhafen sind die Folge einer Vision von Stadt, die von Hamburgs BürgerInnen nicht geteilt wird (Foto: Bernd Sterzl)

Recht auf Stadt

» Proteste und Manifeste – Die Stadt Hamburg sollte sich warm anziehen

Bekannt als pulsierende Metropole prahlt die Hansestadt in sämtlichen Zeitungen mit Slogans wie „Wohnen am Wasser" oder „Wasser, Weltoffenheit, Internationalität" und wirbt mit einem Marathon an Mega-Events, bei dem so manch ansässiger Hamburger vergisst, wo ihm der Kopf steht.

Die Schattenseite der ach so wunderbaren „wachsenden Stadt", wie die Stadtentwicklungspolitik ihr Programm nennt, bleibt den Touristen und Lesern weitestgehend verborgen. Eine stadteigene Marketing-Agentur sorgt dafür, dass Hamburg als eine widerspruchsfreie, sozial befriedete Oase mit reichlich Kultur, Agenturleben und künstlerischem Flair präsentiert wird. Die Realität zeigt sich jedoch anders: In den letzten 16 Jahren hat sich die Anzahl der Sozialwohnungen in Hamburg halbiert und der Baubedarf verdoppelt. Statt Sozialwohnungen wurzeln gläserne Betonbauten und über eine Millionen leer stehende Büroquadratmeter im fruchtbaren nordischen Boden und verdrängen dabei zahlreiche historische Gebäude.

Dank des ehemaligen Bürgermeisters Klaus von Dohnanyi wurde die Hansestadt Hamburg erstmals 1983 zu einem Wirtschaftsstandort umfunktioniert und nach unternehmerischen Gesichtspunkten gehandhabt. Statt Gemeinwesen und Sozialverträglichkeit stiegen Wettbewerb und Profitgelüste an oberste Stelle. Öffentliche Aufgabenbereiche wurden privatisiert und das noch heute bestehende Leitbild „Unternehmen Hamburg" stand an der Tagesordnung.

Der Nachfolger Dohnanyis, Henning Voscherau, plante in diesem Sinne das heute umstrittene Bauprojekt – die Hafencity – im stillen Kämmerchen und ohne Rücksicht auf den Willen der Bürgerschaft. Für die Finanzierung wurden Kredite aufgenommen und Zugeständnisse gemacht, um wiederum Investoren zu locken. Statt einer städtebaulichen Planung wurde vor allem um die Maximierung von Verkaufspreisen gebuhlt. Einst städtisches Eigentum wurde profitorientierten Nutzern verkauft, um dessen Bewirtschaftung zu unterstützen. Immobilien und Grundstücke wurden rasch zu Anlage- und seither zu beliebten Spekulationsobjekten.

Doch in Zeiten der Wirtschaftskrise verlieren die großen Mengen an leer stehenden Bürogebäuden ihren Wert. Dem produzierten Leerstand entgegenwirkend muss nun die Stadt Hamburg als Mieterin einspringen. Allein in den letzten vier Jahren ist die angemietete Fläche der Stadt um rund 100.000 Quadratmeter gestiegen. Um wiederum ausreichend Gewinne zu erwirtschaften, wird die städtische Wohnungsgenossenschaft SAGA ins Boot gezogen. Durch Sanierungen werden Mieten drastisch erhöht, sodass der ursprüngliche Gedanke, eine „sichere und sozial verantwortliche Wohnungsversorgung für breite Schichten der Bevölkerung" zu gewährleisten, nach und nach verblasst. Der anfangs proklamierte Wohlstand, resultierend aus der tatkräftigen Unterstützung der Starken, bleibt auch heute noch eine leere Versprechung.

Den Hamburger BürgerInnen stinkt es nun gewaltig. Stadt-Ethnologin Kathrin Wildner definiert eine Stadt als ein politisches und soziales Gefüge, bestimmt durch die Verhandlungen und das Konkurrieren unterschiedlicher Interessengruppen. „Was Stadt ausmacht, sind eben Heterogenität, Vielschichtigkeit, Unübersichtlichkeit, Konflikte und Aushandlungsprozesse", erklärt Wildner. Doch in unserer

heutigen Zeit, in unserer Stadt, zählten Ertragserhöhungen und Kapital-Akkumulation mehr denn je, so dass eine Preispolitik entstehe, die nur den Wohlhabenden zu Gute käme, so Wildner.

Dieses Phänomen geht natürlich weit über die Stadtmauern Hamburgs hinaus, nicht nur in Deutschland stehen Städte wie München und Berlin vor neuen Herausforderungen. In den USA existiert bereits seit drei Jahren eine politische Plattform, bestehend aus gut organisierten Initiativen, die gemeinsam ihr „Right to the City" einfordern. In der brasilianischen Verfassung ist die Forderung bereits verankert, jedoch weitestgehend durch die Regierung abgeschwächt. Auch dort solidarisieren sich die EinwohnerInnen, um gemeinsam ihr Mitspracherecht einzufordern.

Seit August ist besonders die Initiative aus dem Hamburger Gängeviertel in aller Munde. „Komm in die Gänge", mit diesem Aufruf schafft sie sich als jüngste der vielen Initiativen gegen das hanseatische Leitbild der unternehmerischen und wachsenden Stadt Gehör und sorgt für reichlich Aufmerksamkeit im Hamburger Mediendschungel. Gartenmöbel stehen vor den ehemals verlassenen Häusern, farbenfrohe Banner hängen aus den Fenstern. Die alten Gemäuer des Gängeviertels, einem historischen Quartier im Herzen der Innenstadt Hamburgs, werden von rund 200 Kunst- und Kulturschaffenden besetzt, um dessen Verkauf an den niederländischen Investor Hanzevast zu beheben und den vorgesehenen Abriss zu verhindern. Ein bisheriger Erfolg: großer Medienrummel und noch größere Unterstützung seitens der Bevölkerung.

Auch die Hamburger Musikszene weigert sich plötzlich, als „Aushängeschild" der Stadt Hamburg zu dienen. In ihrem Manifest „Not In Our Name, Marke Hamburg" melden sich Persönlichkeiten wie der Schauspieler Peter Lohmeyer, der „Pudelclub"-Besitzer Rocko Schamoni und der Gitarrist der Goldenen Zitronen, Ted Gaier, zu Wort. Sie alle protestieren gegen „soziale Segregation" und „kulturelle Verödung".

Im Schatten des Scheinwerferlichtes fordern 16 kleinere Initiativen gleichermaßen wie ihre Mitstreiter das „Recht auf Stadt" ein. Dabei ist die Idee nicht neu, sondern wurde bereits 1968 durch den französischen Soziologen und Philosophen Henri Lefèbvre in seinem Buch „Le droit à la ville" geboren. Darin geht es um ein allgemeines Mitspracherecht aller BürgerInnen. Kurzum: Jeder Bewohner habe das Recht, das städtische Leben mitzugestalten. Dieses Recht sei keines im bürgerlichem Sinne, das man einklagen könne, sondern vielmehr ein grundlegendes Recht, unabhängig von Nationalität und sozialem Status im Sinne einer sozialen Stadt, schrieb Lefèbvre.

Die auf demokratischer Basis angesprochenen Aushandlungsprozesse schreien vorerst nach langwierigen, mühevollen und konfliktreichen Zeiten, in denen so manch einer den Wunsch nach einem Machtwort haben könnte. Einer Person, die entscheidet, was zu tun ist. Doch genau an diesem Punkt kämen wir wieder zur Ausgangssituation – wir würden den Standortpolitikern ihr alleiniges Recht auf Stadt überlassen. Die verglasten Blöcke der Hafencity und sterilen Bauten sind ihre Vision von Stadt und nicht etwa die der BewohnerInnen. Das proklamierte und groß umworbene „Wohnen am Wasser" kommt nur einer kleinen Klasse von Wohlhabenden zu Gute. Wenn also in unserer heutigen Zeit das starke Bedürfnis und der Wunsch nach Freiräumen und Gerechtigkeit zu spüren ist, sollte die Forderungen eines Jedermanns auf ein „Recht auf Stadt" unterstützt werden.

Lillian Siewert

Weitere Infos zum Thema „Recht auf Stadt":
http://www.rechtaufstadt.net/
Und zu der Initiative „Komm in die Gänge":
http://www.gaengeviertel.info/

Die Hamburger Speicherstadt steht architektonisch in einem starken Gegensatz zur Hafencity (Foto: R. Heesch)

Recht auf Meinungsfreiheit

» Bericht über den aktuellen Stand in der Volksrepublik China

Der chinesische Konzept-Künstler Ai Weiwei klagt an. Er war unter anderem mitverantwortlich für das Design und den Bau des olympischen Vogelnestes. Vor einigen Wochen wurde er wegen schwerer Blutergüsse unter der Schädeldecke notoperiert – Spätfolgen eines „feigen Hinterhalts der Polizei", so Weiwei. Eigentlich wollte er von China aus nach München aufbrechen, um die Installation seiner Ausstellung „So Sorry" zu betreuen. Die Ausstellung widmete er den vielen Kindern, die während der Erdbeben vergangenes Jahr in Sichuan ums Leben kamen.

Doch alles kam anders. Weiwei wurde in seinem Hotelzimmer in Chengdu von der staatlichen Exekutive angegriffen. Der Übergriff der Polizei ist ein herber Schlag für einen Bürgerrechtler, der nicht etwa die Einschränkung der Meinungsfreiheit abschaffen will, geschweige denn die Partei stürzen möchte, sondern sich einfach nur für eine neue Entschuldigungskultur einsetzt.

Ai Weiweis Schicksal ist dabei nur eines von vielen in der Volksrepublik China. Aber wie sieht der chinesische Alltag aus? Wie viel weiß man und wie viel darf man als Bürger sagen? Wie steht es um das Recht auf freie Meinungsäußerung?

Wie 15,5 Mio. anderer Menschen lebe ich in Peking/Beijing und bekomme so eine Innensicht des Reichs der Mitte, seiner Rechte und Beschränkungen. Die Internetzensur in China ist eine Art Intelligenztest. Zu Beginn meines Aufenthaltes hatte ich einige Schwierigkeiten damit: Geblockt werden unter anderem Facebook, Blogspot, YouTube, Twitter und einige Seiten von Wikipedia. Doch man findet schnell heraus, dass all diese Seiten zahlreiche Pendants haben (sozusagen „gespiegelte Zwillingsseiten"). Diese sind beim Google-Ranking weit hinten und werden daher durch das Zensurraster nicht erfasst.

Interessanterweise wird „cnn.com" nicht geblockt, sodass Barack Obamas Auftritt in Shanghai im Internet verfolgt werden konnte. Eine Live-Übertragung dieses Ereignisses gab es nicht; stattdessen lief auf dem staatlichen Hauptsender eine Koch-Show. Später wurden in den Tagesnachrichten einige Höhepunkte ausgestrahlt. Nicht aber Obamas Forderung nach Einhaltung der Menschenrechte, insbesondere nach dem der freien Meinungsäußerung.

Auf der Titelseite der regierungseigenen „Global Times" vom 9. November 2009 stehen zwei Artikel. Einer davon über zwei streikende Privatschulen in Chengdu. In diesem Artikel wird zunächst geschildert, wie ungewöhnlich und unangebracht es für Lehrer ist, zu streiken. Ihnen komme in der chinesischen Kultur so viel Respekt und Anerkennung zu, was sie durch ihren Streik mit Füßen treten würden. Dann werden die Schulen beschimpft. Schließlich werden Fehler in der chinesischen Bildungspolitik eingeräumt, nämlich die Voraussetzung zur Einführung von Privatschulen überhaupt geschaffen zu haben.

In China bekommt Ian Gierczak die Grenzen der Meinungsfreiheit deutlich zu spüren (Foto: Ian Gierczak)

Auf der dritten Seite befindet sich ein Artikel über die Eröffnungsfeier eines Museums in Süd-Tibet (Indien) unter Leitung des Dalai Lamas. Die „Global Times" wertet das als eine bewusste Provokation. Darüber hinaus wird dem Dalai Lama Sarkasmus und eine anti-chinesische Haltung vorgeworfen. Dem 20. Jahrestag des deutschen Mauerfalls wird auf Seite vier gedacht. Was auffällt: Die DDR wird in keiner Weise als sozialistisches Partnerland beschönigt, dennoch wird negativ angemerkt, dass das Jubiläum die Europäer die gegenwärtige Krise des Kapitalismus nicht genügend überdenken lässt.

Doch lassen sich Informationen überhaupt kontrollieren in einer Welt, die aufgrund des Internets keine Entfernungen und Grenzen mehr kennt?
Sicher ist, dass sich Harmonie im Staat nicht erzwingen und kaum von oben herab steuern lässt. Die Volksrepublik China ist ein junger und heterogener Staat. Ihre Einheit und Stabilität kann und will sie nur langsam an die Ideale westlicher Staaten heranführen.

Ian Gierczak (Der Autor arbeitet im "Center for Children with Autism" in Beijing)

Recht auf Raum für Ehrenamt

» Müssen die studentischen Initiativen einpacken?

Die Universität spielt „Reise nach Jerusalem“: Die Musik läuft, die Institute, die Verwaltung, Fachschaften und Studierende wechseln die Plätze, sind in Bewegung und rücken näher zusammen. Irgendwann – recht unerwartet – endet die Musik und einem fehlt ein Platz. Möglicherweise. Denn die studentischen Initiativen und Fachschaften wurden in der ursprünglichen Planung zum großen Uni-Umzug vergessen. Eine zufrieden stellende Lösung gibt es bisher nicht.

Im Zuge der Campusentwicklung unter der Leitung von Vizepräsident Heinrich Degenhart werden in nächster Zeit viele Institute und Einrichtungen ihre Räumlichkeiten wechseln. Für einige hat der Umzug schon stattgefunden. Das Institut für Stadt- und Kulturraumforschung beispielsweise musste seinen Standort auf dem Hauptcampus aufgeben und befindet sich nun in Volgershall. Umfangreiche Ausschreibungen für neue Professuren sowie der anlaufende Innovationsinkubator seien die Ursache dafür, dass die Räume der Universität knapp werden, so Vizepräsident Holm Keller.

Der im Juni öffentlich bekanntgegebenen ersten Planung zufolge sollen Mitwirkende am Innovationsinkubator unter anderem im Dachgeschoss von Gebäude 6 untergebracht werden. Die studentischen Initiativen, die sich zurzeit in eben diesem Dachgeschoss treffen und arbeiten, müssten demnach ausziehen.

Es stellt sich die Frage, ob an dieser Stelle im Spiel die Musik für die Initiativen ausgeht. Findet sich ein neuer Platz? Wie Fides Brückner, Sprecherin des Dachverbands der Studierendeninitiativen (DSi), berichtete, wurden die Initiativen in der ursprünglichen Planung schlichtweg vergessen. Bisher liegen dem DSi nur die im Juni veröffentlichten Pläne vor, die keine alternativen Räumlichkeiten für die Initiativen vorsehen. Selbst diese Information erhielt der DSi nach eigenen Angaben eher zufällig durch ein Gespräch zwischen Vertretern der Fakultät 1 und Universitätspräsident Sascha Spoun.

Auf Anfrage der UNIVATIV versicherte Holm Keller, dass die Initiativen sowie die Fachschaften „vernünftig untergebracht werden müssen und werden“. Konkrete Alternativen seien jedoch noch nicht gefunden. Aus diesem Grund hat der DSi den Vizepräsidenten Degenhart um ein klärendes Gespräch gebeten. Der DSi erhofft sich auch gerade deshalb eine klare Aussprache, weil er die bisherige Kommunikation seitens des Präsidiums als nachlässig empfindet. So herrscht unter den Initiativen beispielsweise Unklarheit darüber, wann sie ihre Räumlichkeiten verlassen müssen. Für Irritation sorgte weiterhin, dass in den Büroräumen der Initiativen ohne vorherige Benachrichtigung Vermessungsarbeiten durchgeführt wurden.

Fides Brückner interessiert vor allem, wo sich die Alternativräumlichkeiten befinden könnten. Ihrer Meinung nach sollten die Büros der Initiativen als Anlaufstelle und Treffpunkt immer dort sein, wo auch der Großteil ihrer aktiven Mitglieder normalerweise zu tun hat. Diese Voraussetzung wäre für die meisten Initiativen weder in Volgershall noch im Roten Feld gegeben. „An diesen beiden Standorten wäre es sehr schwer, sich in den Campus-Alltag, einzubringen. Genau das Gegenteil von dem, was Initiativen bewirken wollen“, findet auch Melanie Neeven, DSi-Beauftrage für lunatic.

Anne Stribeck, AIESEC-Vorsitzende in Lüneburg, macht sich ernsthafte Gedanken über die Folgen eines Umzugs für ihre Initiative: „Wenn wir ein Büro bekommen, das zum Beispiel in Volgershall ist oder ein 8 m²-Büro für zwei Initiativen, bedeutet dies einen sehr hohen logistischen Aufwand und eine starke Eingrenzung unserer Möglichkeiten. Wir haben derzeit 50 Mitglieder und nutzen das Büro zehn Stunden am Tag. Außerdem ist es ein zentraler Treffpunkt, ein Lager für Materialien und vieles mehr!“ Dass es eine Raumalternative geben muss, steht für sie außer Frage. Für das Bestehen von AIESEC ist ein Büro am Campus mit Telefon, Internet und Fax Voraussetzung. Anne Stribeck bringt ihre schlimmsten Befürchtungen auf den Punkt: „Ein Rausschmiss ohne Alternative bedeutet auch das Ende von AIESEC Lüneburg!“

Praxiserfahrung und Persönlichkeitsbildung, die Universitätspräsident Spoun immer wieder bei seinen Studierenden anrege, ließen sich nicht allein im Seminar ausbilden. Genauso gehöre dazu, sich auch außerhalb der Vorlesungen zu engagieren, so DSi-Sprecherin Fides Brückner. Sie stimmt mit Melanie Neeven von lunatic überein: „Die Uni setzt auf Kreativität und Engagement der Studierenden und wirbt damit, deswegen sollte sie den Initiativen hierfür auch geeigneten Raum für Ehrenamt bieten.“

Birte Ohlmann und Michelle Mallwitz

Rechte-Verschiebung an der Leuphana

» Interview mit Studiendekan Peter Pez

Seit April 2009 hat ein Professor mit sympathischer Ausstrahlung das Amt des Dekans der Fakultät für Bildung, Kultur- und Sozialwissenschaften übernommen: Prof. Dr. Peter Pez. Mit der UNIVATIV sprach er über die Neuausrichtung der Universität, Studiengebühren und die Zukunft des Studiums an der Leuphana.

UNIVATIV: Mit der Neuausrichtung der Universität sollen vier neue Forschungsschwerpunkte – Kultur-, Nachhaltigkeits-, Management- und Bildungsforschung – geschaffen werden. Wie weit ist die Umsetzung fortgeschritten?

Pez: Die Forschungsschwerpunkte sind als solche schon definiert. Der nächste Schritt wird darin bestehen, die Fakultätsstrukturen anzupassen. Das bedeutet, dass wir bei vier Forschungsschwerpunkten auch vier Fakultäten haben werden. Dieser Prozess ist bereits eingeleitet und die Grundordnung wurde daraufhin abgestimmt. Geplant ist also, die vorhandenen drei in vier Fakultäten umzuwandeln. Die Fakultät I ist diejenige, die dabei geteilt wird, d.h. die jetzige Fakultät der Bildungs-, Kultur- und Sozialwissenschaften wird dann in eine Fakultät für Bildungswissenschaften und in eine Fakultät für Kulturwissenschaften gegliedert. Da der sozialpädagogische Studiengang geschlossen worden ist, vermute ich, dass die Sozialwissenschaften namentlich nicht mehr in einer der Fakultäten auftauchen werden. Aber über die Bezeichnungen ist noch nichts entschieden worden. Die sozialwissenschaftliche Komponente wird nicht verschwinden, im Lehramt bleibt sie als Sozialpädagogik bestehen, in die Kulturwissenschaften gehen die Soziologie und die Politikwissenschaften ein.

Die Fakultät II für Ökonomie wird wachsen, obwohl sie ohnehin schon groß ist. Sie wird beispielsweise mit dem Zutritt der Automatisierungstechnik noch an Vielfalt gewinnen. Dort wird das „Regieren“ der Fakultät eher schwieriger, die Leitung der neu gebildeten Fakultäten wird dagegen einfacher.

UNIVATIV: Sie setzen die Entscheidungen des Fakultätsrats um. Stimmen Sie mit dem Fakultätsrat immer überein?

Pez (lacht): Zum Glück habe ich noch nicht in einem solchen Dilemma gesteckt. Ein Einspruchsrecht hat das Dekanat gegen die Entscheidungen des Fakultätsrates nicht. Das einzige, was man als Dekanatsmitglied tun könnte, falls die Umsetzung eines Beschlusses vollständig gegen die eigene Überzeugung ginge, wäre der Rücktritt vom Posten. Was der Dekan und alle anderen Dekanatsmitglieder haben, ist eine Art Initiativfunktion, sie bringen Anliegen vor oder fördern bestimmte Themen. Dies darf zwar jeder, aber dank unserer Funktion sind wir sicherlich in besonderer Weise geeignet und befähigt, Themen im Sinne eines Fortschrittes für die Fakultät in die geeigneten Bahnen zu lenken. Davon mache ich auch gern Gebrauch. Ein Vetorecht hat das Dekanat aber nicht.

UNIVATIV: Welche Rechte und Pflichten haben Sie durch die Hochschulgesetzesänderung gewonnen und welche verloren?
Pez: Insgesamt haben die Fakultäten an Rechten verloren. Durch das neue Hochschulgesetz hat eine Zentralisierung von Funktionen im Bereich der Hochschulleitung stattgefunden und die Hochschulleitung nutzt auch die dadurch neu gewonnenen Freiräume. Die Fakultäten haben diesen Prozess sogar aktiv befördert – beispielsweise durch die Zustimmung bei der Rahmenprüfungsordnung des Leuphana-Bachelors oder des Lehramts-Studiengangs. Das Initiativrecht hinsichtlich der Einführung oder der Änderung von Studiengängen lag bei den Fakultäten. Dieses Recht haben sie mit Beschluss der Prüfungsordnung an die Hochschulleitung abgetreten.

UNIVATIV: Wann soll das Ganze umgesetzt werden?
Pez: Zum 1.10.2010, also zum Start des nächsten Wintersemesters.

UNIVATIV: Das Dekanat bekommt vom 1.1.2007 bis zum 31.3.2010 laut myStudy 420.000€ Unterstützung aus Studiengebühren. Wie sind die Studiengebühren bei Ihnen im Dekanat verwendet worden?
Pez: Bei den 420.000€ handelt es sich um eine Aufsummierung mehrerer Teilbeträge. Beispielsweise werden einzelne Personalstellen in den Studiendekanaten durch Studiengebühren finanziert. Ich vermute, dass die Zahl in der Hochschulleitung ermittelt worden ist. Mir selbst liegt sie nicht vor, ich hätte auch gar keinen Zugriff, um solch eine Summe zu ermitteln. Es kann sich nur zu einem erheblichen Teil um Mittel im Bereich der Studiendekanate handeln, die auch in Verbindung mit der Neuorganisation in Richtung Bachelor- und Masterstudiengängen stehen, denn Personalmaßnahmen sind sehr kostenintensiv. Hinzu kommen natürlich noch in großer Zahl Lehraufträge, das ist auch ein erheblicher Anteil.
Ich glaube nicht, dass die zur Verfügung stehenden Mittel insgesamt mehr werden. Ich vermute, dass eine andere Verteilung in Zukunft stattfinden wird, bei der dann im einzelnen Bereich weniger verbleibt. Das Volumen der Studiengebühren wird ausgenutzt, das registrieren wir in jedem Semester, insbesondere den sehr hohen Bedarf an Lehraufträgen, um die Lehre aufrecht zu erhalten.

UNIVATIV: Wäre es dann nicht besser, die Verwendung der Studiengebühren den Studierenden auf myStudy offenzulegen?
Pez: Prinzipiell haben Sie Recht. Es muss eigentlich das Bestreben jeder Institution sein, offen zu legen, wofür sie Gelder von ihren Nutzern erhält. Und dabei muss auch dargelegt werden, dass die Mittelverwendung im Sinne der Geldgeber funktioniert. Ein Pauschalposten wie 420.000€ ist wenig transparent und unglücklich an dieser Stelle, das wäre zu konkretisieren. Eine Summe für Lehraufträge stände beispielsweise für mehr und bessere Lehre. Die Schaffung einer Stelle im Studiendekanat kostet bei TV-L 13 (Entgeltgruppe 13 im Tarifvertrag für Beamte) 50.000€ pro Jahr. Diese Stelle hilft, die immensen Um-/Organisationsprozesse für die Bachelor- und Masterstudiengänge zu bewältigen. Die Studierenden erwarten eine funktionierende Organisation, deswegen sind solche Gelder natürlich durchaus gut angelegt.

UNIVATIV: Wie sehen Sie die Zukunft des Bachelor-Studiums?
Pez: Die Kultusministerkonferenz hat erkannt, dass die Verkürzung der Studienzeiten und die Komprimierung von Inhalten den ursprünglichen Zielen des Bologna-Prozesses kräftig entgegenstehen. Wir haben hier ein Problem. Selbst die Kultusministerkonferenz hat eine Studienzeitverlängerung auf acht Semester erwogen, was möglicherweise ein Weg wäre, um wieder mehr Qualität, mehr Inhalte und insbesondere mehr Wahlmöglichkeiten im Sinne des alten Humboldt'schen Systems in das Studium zu integrieren. Das wäre wertvoll. Ich glaube, die jetzige Struktur des Bachelor-Studiums ist nicht besser als die der Alt-Studiengänge. Ich halte sogar die Alt-Studiengänge für vorteilhafter. Dort gab es eine sehr gute Ausbildung bei deutlich höheren Freiheitsgraden.

UNIVATIV: Und wie sehen Sie die Entwicklung der Studiengebühren in der Zukunft?
Pez: Ich gehe davon aus, dass es weiterhin Studiengebühren geben wird. Die Größenordnung von 500€ pro Semester wird also nicht unbedingt bestehen bleiben. Durch Koalitionsverhandlungen bei der Neugestaltung von Landesregierungen werden zum Teil Gebühren abgeschafft oder reduziert. Ich kann mir gut vorstellen, dass hier eine Bewegung in Gang kommt, bei der es zwar nicht zu einer grundsätzlichen Neuauflage der Diskussion kommt, ob überhaupt Studiengebühren erhoben werden, wohl aber noch einmal über die Beträge gesprochen wird. Die Spannweite zwischen 0 und 500€ ist sehr groß und wird im Wettbewerb um Studierende vielleicht nicht haltbar sein. Bei 300€ sähe das womöglich anders aus. Die Studiengebühren bilden mittlerweile ein Wettbewerbsmotiv zwischen den Universitäten und sie müssen in einem akzeptablen Verhältnis zum Angebot stehen.

Das Interview führte Sarah Fandrich

Ein Prodigy-Remake als Werbefilm

» Oder: Gender – was ist das?

Erstsemester an ihrem ersten Tag in Lüneburg. Sie sitzen im Vamos. Seit Stunden bekommen sie etwas dargeboten. Das Licht ist schummrig. Der Sauerstoffgehalt in der Luft sinkt. Dann noch die Frau vom Prüfungsamt. Die Ersten schlafen ein. Notbremse: bloß raus hier. Plötzlich stellt sich ihnen ein Langzeitstudent aus einer Gruppe entgegen, die immer noch nicht auf der Bühne gestanden hat:

„Hier bleiben!", brüllt er.

Da staunen die Erstsemester. Was die Initiative ihnen zeigt, lässt sie wieder aufwachen. Das Video beginnt mit verwackelten Aufnahmen. Serviceeinrichtungen. Dann stockt ihnen der Atem. Ein Vorzeige-Erstsemester gibt eine männliche Version der Femme fatale aus Smack my bitch up von Prodigy. In Anlehnung an dieses Kult-Musikvideo sehen die Zuschauer aus seiner Perspektive Frauenhintern in Hot Pants über den Campus ziehen. Bier gibt es auch. Hier können sie Partys feiern, auf denen sich tiefe Ausschnitte bewegen. Die wollen dann mitgenommen werden. Bei steigendem Promillepegel darf in die Toilette auch erbrochen werden.

Auch nach der ersten Vorführung des Videos vor Mitgliedern der Initiative ist es still wie vor einem Sturm. Natürlich ist der Film erschreckend ironisch gemeint. Allerdings lässt Ironie immer eine tragische Hintertür offen, die Ironie nicht verstehen zu müssen, wenn das nicht gewünscht ist. Die ersten Wortmeldungen fallen. Unverkennbar wirft der Film eine Frage auf: nicht nur, wie wir uns als Studierende sehen, sondern, wie wir uns Studierende als Männer oder Frauen vorstellen. Darf eine studentische Initiative Frauen so zeigen?
Manche beantworten die Frage für sich eindeutig: Sequenzen des Films sind nicht mit ihrem Geschlechterbild kompatibel. „Diese Szenen, in denen die Kamera auf die Hintern von den Frauen hält … ich möchte, dass die rausgeschnitten werden. Das geht ja wohl gar nicht."
„Das ist nun wirklich sexistisch. Ich möchte auch, dass die Hintern aus dem Film verschwinden. Und die Blicke in den Ausschnitt auch!"
„Ich gebe meiner Kommilitonin recht und möchte jetzt auch als Mann mal dazu Stellung beziehen. Das ist eine entwürdigende Darstellung für beide Geschlechter!"

Bislang existierte das Gender-Thema nur in der Satzung der Initiative – es wurde aber nicht diskutiert. Bis jetzt. Während der gesamten Debatte bleibt eine Frage unbeantwortet: Was ist das eigentlich, dieses Gender? Ist Gender eine Leitlinie der Universität, die nur bei Anstellungen wichtig ist? Ist es ein englisches Kunstwort, ein kulturelles Vermächtnis der neunziger Jahre? Es scheint, als wäre diese Diskussion erst gestern mit denselben Leuten geführt worden. Unzählige Meinungen fliegen durch den Raum. Es gibt nur ein Problem: Eigentlich ist gar nicht mehr klar, woran sich der Zorn entzündet hat. Auf privaten Sendern beobachten die Mitarbeiter die kritisierten Szenen schließlich ständig. Im Sommer sieht es auf dem Campus hier genau so aus. Bringt das Video nur eine schon lange schwelende Uneinigkeit innerhalb der Initiative ans Licht? Die Runde bricht auseinander. Der Moderator atmet erleichtert auf. Erst mal dürfen die Hintern also weiter wackeln.

Auch diese Werbung zeigt, dass es möglich ist, Werbung zu machen, die nicht sexistisch ist, sondern einfach nur sexy (Foto: PeTA)

„Schlafende Diskurse erwachen, wenn die Zeit für sie gekommen ist. Sie halten sich eine Weile. Dann übernehmen andere den Strom der Gedanken."

Heike Hoja
(Eine studentische Aktive)

ArtgeRecht?

» Von „Animal-Hording"-Syndromen und den Leidtragenden

Es ist ein holpriger Weg zum Tierheim Lüneburg. Schlaglöcher säumen den Waldpfad, der zu dem Gebäudekomplex führt. Um dorthin zu gelangen, muss man von der Hauptstraße abbiegen und an der Kläranlage vorbei. Auf der Bockelmannstraße in Lüne-Moorfeld bewegt man sich im Dunkeln. Wenn man sich sicher ist, nicht mehr sicher zu sein, erreicht man das Tierheim.

Diesen Gang haben auch die Tiere, die hier sind, hinter sich. Sie haben Wege dieser Art nicht nur auf dieser Strecke erlebt. Die meisten Vierbeiner und Kleintiere hier können bereits von einem Leben voller Stolpersteine erzählen. Links der Dreck und rechts die Gefahr, Dunkelheit, Einsamkeit. Dann wurden sie abgegeben oder ausgesetzt.

„Tierhalter finden die unterschiedlichsten Gründe, um ihre Tiere loszuwerden", berichtet Jan Pleß. Er ist der erste Vorsitzende des Tierschutzvereins Lüneburg und Umgebung e.V. Ein sympathischer Mann, der hauptberuflich als EDV-Fachmann arbeitet und sein Herz an die Tiere verschenkt hat. Er erzählt, dass viele Halter angeben, urplötzlich Allergien gegen den Hund, die Katze oder den Vogel entwickelt zu haben. „Merkwürdig ist allerdings, dass wir viele Allergiker hinterher wieder mit einem anderen Tier sehen – auf das scheinen sie dann wohl nicht allergisch zu reagieren." Pleß lächelt dabei, doch man merkt, dass es ihm ernst ist. Er selbst hatte zeitweise sieben Hunde in seinem Zuhause, seine Partnerin arbeitet als Hundetrainerin. Durch sie ist er auch auf das Tierheim gestoßen und seit ungefähr sechs Jahren aktiv dabei. Damit ist er eines von 550 ehrenamtlichen Mitgliedern. Alle sind Tierliebhaber, die an einem Strang ziehen, wenn es darum geht, den Vierbeinern zu helfen.

Im Oktober dieses Jahres wurden ihre Fähigkeiten auf eine extreme Probe gestellt: Beamte des Veterinäramtes Lüneburg retteten aus einem Einfamilienhaus über 500 Tiere – 360 Vögel, neun Fische, 162 Ratten und Mäuse, 25 Kaninchen und sechs Katzen. Die Besitzer, die unter dem sogenannten „Animal Hording"-Syndrom leiden, bewahrten zusätzlich rund 100 Kadaver in einer Tiefkühltruhe auf. Die Überlebenden brauchten nun alle ein Zuhause. Ein schweres Unterfangen – im Durchschnitt hat das Tierheim Raumkapazität für 30 Hunde und 60 Katzen, oft werden diese Kapazitäten überschritten. Ein 2005 gebautes Kleintierhaus bietet zudem Platz für Vögel, Mäuse, Ratten, Kaninchen, Meerschweinchen und weitere Kleintiere. Mit vereinten Kräften konnten die Mitglieder des Tierschutzvereins so mehr als 260 Exemplaren der ehemaligen tierischen Hausbewohner eine Unterkunft geben. „Da haben Leute ihre Dachböden freigeräumt oder Textilien vorbeigebracht – manche würden wirklich ihr letztes Hemd geben, um den Tieren zu helfen."

Die Hausräumung gilt als Extrembeispiel für den Alltag im Tierheim, den Pleß nur so beschreiben kann: „Verrückt. Der Alltag im Tierheim ist verrückt." Angefangen von immer wiederkehrenden Igel-Findern, die ihre stacheligen Freunde unbedingt abgeben wollen und nicht einsehen, dass Igel kein Tierheim zum Überleben brauchen. Weiterhin geht es um das Werben von Spenden und der Kommunikation mit den Mitglieder und Helfern. Darunter sind Gassi-Gänger und Katzenschmuser, Menschen, die sich einfach gerne um Tiere kümmern. Pleß erzählt von einem Rentner, der täglich fünf Stunden mit den Hunden spazieren geht. „Solche Leute sind eine Bank für das Tierheim", sagt er stolz von dem treuen Hundefreund. Auf die Frage, warum nicht mehr Menschen mit dem doch angeblich besten Freund des Menschen eine Runde drehen, hat Pleß eine einfache Antwort: Sie trauen es sich nicht zu. „Im Umgang mit Tieren kann man viele Fehler machen – sogar beim Gassi-Gehen." Deswegen bietet das Tierheim sogar Workshops an, regelrechte Gassi-Gänger-Trainings.

Beim Eintritt in das Hundehaus fällt der Blick als erstes auf ein Willkommensschild: „Seitdem ich Menschen kenne, liebe ich Tiere!". Das Schild trägt unter anderem dem Umstand Rechnung, dass Arco mit Milben in den Ohren ins Tierheim kam, Tara von ihren Besitzern einst scharf gemacht wurde, es gäbe hunderte weitere Beispiele. „Viele der Tiere haben schlechte Erfahrungen gemacht, sind ängstlich, trauen sich nicht mehr, sich auf Menschen einzulassen." Es riecht nach nassem Fell, das Gebell ist ohrenbetäubend. Wenn das Licht angeht, fällt es auf Zwinger an Zwinger, Hund an Hund. Manchmal befinden sich auch zwei Tiere auf den wenigen eingezäunten Quadratmetern.

„Der Hund braucht den Kontakt zu seinen Artgenossen. Wenn er vermittelt und damit an ein Herrchen oder Frauchen übergeben wird, traut er sich unter Umständen nicht, mit anderen seiner Art zu spielen, weil er es verlernt hat. Aus Einsamkeit im Zwinger. Dem wollen wir vorbeugen", erklärt Pleß. „Trotzdem können wir den Hund im Tierheim niemals artgerecht halten – er braucht den Kontakt zum Menschen. Jemanden, um den er sich kümmern kann und der ihn braucht. Solange es diesen Kontakt nicht gibt, ist die Haltung niemals artgerecht."

Eine artgerechte Haltung ist im Tierheim Lüneburg nicht möglich – die Tiere sind einsam (Foto: acrylschaf)

Die Vermittlung der Tiere ist eine Meisterleistung. In nur ein paar Minuten muss man die Leute richtig einschätzen, das Tier genau kennen und feststellen, ob es zu den Personen passen würde. Dieses Geschäft hält den kleinen Betrieb aufrecht. Geschäftsführerin Selina Martens und ihre Mitarbeiterinnen – vier Tierpflegerinnen, Auszubildende, darüber hinaus freiwillige Helfer – kümmern sich darum. Die Vermittlung macht ein Drittel der Finanzierung des Tierheims aus, der Rest stammt aus Fördermitteln der Stadt und des Landkreises sowie aus Spenden von der Bevölkerung. Pleß erzählt, dass viele Menschen nicht verstehen, warum sie für ein Tier aus dem Tierheim bezahlen sollen. „Viele denken gemäß dem Motto: ‚Seid doch froh, dass wir euch das Tier abnehmen!' Wir arbeiten hier aber nicht, um die Tiere möglichst schnell loszuwerden, sondern um sie in gute Hände geben zu können", sagt Pleß mit Nachdruck.
In den letzten zwei Jahren hat das Tierheim 17 Hunde vermittelt, einige sind danach auch wieder ins Tierheim zurückgekommen. Manchmal lag es zum Beispiel am Alter der neuen Hundebesitzer, oft spielt auch Geld eine Rolle. „Hartz IV-Empfänger haben grundsätzlich Probleme, eine Unterkunft mit der Erlaubnis zur Tierhaltung zu finden." Vielfach liegt es aber auch an enttäuschten Erwartungen. Wieso tut der Hund nicht das, was ich sage? Warum greift die Katze mein Kind an? Weshalb läuft der Hamster nicht im Laufrad? „Die Erziehung eines Tieres ist maßgeblich. Ein starker Auftritt macht alles aus", erklärt Pleß.

Diesen starken Auftritt haben Pleß und seine Kollegen auch auf das Tierheim selbst übertragen. Der Tierschutzverein und dessen Mitglieder haben es sich zur Lebensaufgabe gemacht, Arco, Mäuschen oder Berry zu helfen und freuen sich über jede Hand, die es ihnen gleichtun will. Neben Geldspenden, der ehrenamtlichen Arbeit oder der Übernahme einer Patenschaft kann auch jeder Mitglied werden. Jan Pleß betreut die Homepage www.tierschutzverein-lueneburg.de – eine Plattform, auf der er seinen Beruf und seine Tierliebhaberei vereinbaren kann. Viele Tiere haben hier eigene Profile mit genauen Angaben über ihre Geschichte, ihre Vorlieben und ihre Eigenarten – jeder studiVZ-User wird hier seine Freude haben. Eine Mitgliedschaft kostet zwischen 10 und 50 € jährlich. Ein kleiner Betrag, der Großes bewirkt.

Leonie Kampmeyer

Tierheim Lüneburg, Bockelmannstr. 3, 21337 Lüneburg
Tel: 0 41 31 / 8 24 24, Telefax: 0 41 31 / 5 01 32
info@tierschutzverein-lueneburg.de
Spendenkonto: Sparkasse Lüneburg,
Konto-Nr.: 380 001 62, BLZ: 240 501 10

Recht wohnlich

» Wenn mehrere Generationen unter einem Dach leben

Morgens, halb zehn in Deutschland: Der Rentner Karl Bruns brät sich Kartoffeln. Mit gebeugtem Rücken steht er vor dem Herd und konzentriert sich ganz auf seine Arbeit. Eine ungewöhnliche Zeit für Bratkartoffeln. Noch ungewöhnlicher ist es, dass seine Mitbewohner deutlich jünger sind: Die Studierenden, Auszubildenden und Arbeitnehmer sind im Schnitt Mitte 20. Bruns hatte früher mit Freunden in der Wohnung gelebt, doch als sie auszogen, wollte er bleiben. „Er führt sein eigenes Leben und weiß nicht viel über uns. Aber das macht nichts, wir haben uns an ihn gewöhnt", erklärt Sue Weitzel (24). Sie arbeitet in einer Menschenrechtsorganisation und wohnt seit mehr als zwei Jahren in der WG. „Eigentlich wollte ich schon lange ausgezogen sein, aber es zieht mich einfach immer wieder hierher", sagt sie lächelnd.

Ungewöhnlich: Yen wohnt mit seiner Tochter Janka in einer WG

Zehn Mitbewohner teilen sich die 160 m² in der Frommestraße. Von den Wänden bröckelt Putz, der Küchenboden hat einen Höhenunterschied von fünf Prozent. Trotzdem lieben die Mitbewohner ihre WG. „Ich wohne hier, weil es ein Ort in Lüneburg ist, an dem man frei denken kann", beschreibt Sebastian Heilmann (25) das Lebensgefühl. Er studiert im elften Semester Umweltwissenschaften und wohnt seit einem guten Jahr in der Frommestraße. Auch Sue findet ihre WG einzigartig: „Es ist hier wie eine heile Welt, in der ich angenommen werde, wie ich bin. Wir helfen uns gegenseitig und sind wie eine Familie." Das beweisen die Abschlussarbeiten, die in Gemeinschaftsarbeit entstanden sind. Auch ihre Einkaufgemeinschaft „Koko" schweißt sie zusammen: Dort können sie beim Großhändler zum Einkaufspreis komplett biologisch einkaufen. Dafür zahlt jeder monatlich lediglich 60 €.

Der einzige Reibungspunkt ist der Putzplan, wie in fast jedem Haushalt. Wenn es Probleme gibt, wird eine WG-Besprechung einberufen, die meist nicht von allen besucht werden kann, weil sie so unterschiedliche Tagesabläufe haben. Im roten Bademantel tappt ein Mitbewohner verschlafen durch die Küche. Er wird kaum beachtet – hier darf eben jeder sein, wie er ist.

Auch im Esszimmer von Yen Sulmowski (30) ist es recht wohnlich. Urige Möbel sorgen für eine ruhige Stimmung. Er wohnt mit seiner Freundin und der zwei-jährigen Tochter Janka zusammen. So weit, so gewöhnlich. In dem hellen Haus unweit der Lüneburger Innenstadt leben aber noch fünf weitere Mitbewohner. Die Freunde haben sich über ihre Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiter kennengelernt. Seit einem halben Jahr lebt auch Yen mit seiner kleinen Familie in der WG, in der die meisten Ende 20 sind. „Meine Freundin und ich haben schon immer in WGs gewohnt, deswegen ist es für uns völlig normal, auch mit Kind in einer zu wohnen", sagt Yen. Er sieht nordisch aus mit seinem rötlichen Bart, den Sommersprossen und der kuscheligen Wollweste.

Janka zerschneidet begeistert ein Monatsmagazin und präsentiert den Kopf von Til Schweiger. Yen unterstützt sie geduldig bei ihrer Arbeit. „Es ist schön, mit Freunden und der eigenen Familie zusammen zu wohnen. Es sind immer Leute da, die sich mit Janka beschäftigen", erzählt Yen. Gedankenverloren schaut er aus dem Fenster, stützt das Kinn auf seinen Händen ab. „Manchmal würde ich mir mehr Freiraum wünschen", denkt er laut, „aber es ist einfach schön, am Leben der anderen teilhaben zu können, mit allen Höhen und Tiefen."

Gemeinsame Werte und eine Vorliebe für Bio-Lebensmittel verbinden sie. Zwei Mal die Woche kommt die ganze WG zusammen, um zu kochen und gemeinsam zu essen. Yen wundert sich darüber, dass so wenige Menschen in WGs leben: „Für mich ist es das einzig Wahre."

Susanna Andrick

Ein Recht auf Kindheit

» Das 2-Euro-Projekt von Misereor ermöglicht Kindersoldaten ein normales Leben

La Liberia – die Freiheit. Obwohl das Land an der Westküste Afrikas den Namen Freiheit trägt, ist vielen Kindern diese hier verwehrt. Während in Deutschland lesen und schreiben auf dem Stundenplan stehen, lernen Kinder in Liberia, gezielt ihre Mitmenschen zu erschießen. Mehr als 60.000 Kindersoldaten wurden seit 1989 in dem liberianischen Bürgerkrieg zum Dienst an der Waffe gezwungen.

Warum unschuldige Kinder?

Die Antwort ist erschreckend: Durch den Verlust familiärer Geborgenheit verwandelt sich die kindliche Unschuld in rücksichtslose Brutalität. Mädchen und Jungen müssen zusehen, wie ihre Familien kaltblütig ermordet werden. Manchmal werden sie sogar gezwungen, Mutter und Vater selbst zu erschießen. Sie müssen von nun an wie Erwachsene handeln – getrieben von dem Bedürfnis zu überleben und die grausamen Taten an ihren Familien zu rächen. Das Recht auf Kindheit und Normalität wird ihnen für immer genommen.

Der Krieg ist seit 2003 vorbei – was bleibt, sind die Wunden. Schmerzhafte körperliche Verletzungen werden für immer bleiben und sichtbar sein. Hinzu kommen Wunden, die man nicht sieht: Depressionen, Aggressionen, Panikattacken und Schlaflosigkeit begleiten die Kinder ein Leben lang.
Durch die Friedenssicherung der UN wird versucht, ein bisschen Normalität zu schaffen. Unterstützt wird sie durch einheimische Initiativen und verschiedene Hilfsorganisationen, darunter auch Misereor. Zahlreiche Projekte bringen ein Stück der Freiheit, die Liberia im Namen trägt, auch in den Alltag der Menschen zurück.
140 ehemalige Kindersoldaten werden im Rahmen des 2-Euro-Projekts von Misereor im handwerklichen Bereich ausgebildet, um ihre eigene Zukunft und die Zukunft ihres Landes zu sichern. Misereor arbeitet hierbei mit der Diözese Gbanga in Liberia zusammen. Neben der rein handwerklichen Ausbildung spielt die Vermittlung von Grundlagenwissen in den Bereichen Gesundheitsvorsorge, sowie lesen und schreiben eine große Rolle. Durch psychologische Betreuung werden dramatische Erlebnisse aufgearbeitet und der Weg zu einem normalen Leben erleichtert.

Unser Team in Lüneburg unterstützt das Projekt, bei dem durch die monatliche Unterstützung von zwei Euro Jugendlichen und Kindern geholfen wird, ihre Zukunft in die Hand zu nehmen und für ihre Rechte einzutreten.
Wir freuen uns über jeden, der daran interessiert ist. Nicht nur als 2-Euro-Spender könnt ihr helfen – genauso wichtig ist eure Zeit: Werdet aktiv im 2-Euro-Team Lüneburg!

Julia Meis, Mona Mensmann und Miriam Brenner

Kontakt: miriam.bre@gmx.de
www.2-euro-helfen.de

Mit nur zwei Euro können ehemalige Kindersoldaten in Liberia eine handwerkliche Ausbildung erhalten (Foto: Mondry/Misereor)

(Foto: Lina Sulzbacher)

Recht auf Bildung

» In ganz Deutschland protestieren Studierende für bessere Studienbedingungen – auch an der Leuphana

Dienstagmittag, 19.11.2009, im Hörsaal 1 der Leuphana: Ca. 90 Studierende sind anwesend. Lisa sitzt vor ihrem Laptop. Malte malt ein Banner. Anne und Lukas diskutieren. Vorne am Rednerpult bereitet Markus eine Ansprache vor. Saskia strickt an ihren Wollsocken. Dass hier gerade keine normale Vorlesung statt findet, ist klar. Genau wie an sechzig anderen Universitäten in Deutschland ist dieser Hörsaal besetzt.

Ihren Anfang nahm die aktuelle Studierendenbewegung in Wien. An der Hochschule der österreichischen Landeshauptstadt wollten sich Studierende gegen die schlechten Studienbedingungen wehren. Aus einem spontanen Impuls heraus besetzen einige Studierende das Audimax ihrer Universität, um ihren Forderungen Ausdruck zu verleihen. Mittlerweile protestieren die Wiener Studierenden bereits in der vierten Woche: „Wien brennt", hieß es. Innerhalb kürzester Zeit breitete sich das Protest-Lauffeuer auch nach Deutschland aus. Vom Grundkonzept sind die Aktionen überall ähnlich: Hörsäle oder andere universitäre Räumlichkeiten werden von Studierenden besetzt, um dort über das derzeitige Bildungssystem zu diskutieren und zu protestieren. In Gießen wurden sogar Dozenten daran gehindert, ihre Büros zu betreten.

Die Unzufriedenheit vieler Studierender richtet sich vor allem auf die Umsetzung des Bologna-Prozesses. Dieser wurde vor zehn Jahren von nahezu allen europäischen Wissenschaftsministern vereinbart. Ziel des Prozesses war es, eine europäische Vergleichbarkeit aller Studiengänge und -Abschlüsse zu schaffen und den Wechsel von einer europäischen Universität zur anderen zu erleichtern.

Nicht nur in Deutschland kam es bei der Umsetzung des Bologna-Prozesses zu erheblichen Schwierigkeiten. Eine Überlastung der Studierenden mit Veranstaltungen und Prüfungen sowie zu wenige Wahlmöglichkeiten im Studium waren einige der unerwünschten Folgen. Auch die mangelnde Tiefe der angeeigneten Inhalte im Studium wird von vielen Studierenden beklagt. Diese ist vor allem im Bachelor-Studium zu spüren.

Auch an der Leuphana moniert man diese Probleme und protestiert. Wie an vielen anderen Universitäten wurde der Protest nicht vom AStA oder von Fachschaften initiiert, sondern von einer bunt gemischten Gruppe aus verschiedenen Studienrichtungen, die sich anlässlich der Studierendenproteste in Wien Gedanken zu einem Protest an der Leuphana gemacht hatten. Um zu verhindern, dass bei diesen Aktionen nur die Meinung einzelner Studierender widergespiegelt wird, entstand die Idee, einen Raum für Diskussionen zu schaffen. Dadurch sollten sich alle bilden und informieren können, um anschließend gemeinsam und basisdemokratisch Forderungen zu erstellen. Zu diesem Zweck begann am Montag, den 15.11.2009, die Besetzung des Hörsaal 1 auf unbestimmte Zeit.

Um innerhalb einer überschaubaren Zeit umfassende hochschulpolitische Themen erarbeiten zu können, wurden verschiedene Arbeitsgruppen gebildet, die sich generellen Themen wie dem Bologna-Prozess, Studiengebühren, Bildung und Wissenschaft oder Themen eher lokaler Bedeutung (wie der Entwicklung der Leuphana) widmeten. Im Plenum, das zweimal täglich stattfindet, werden die Ergebnisse der Arbeitsgruppen besprochen. Auf Basis dieser Ergebnisse wurden bereits erste vorläufige Forderungen gestellt. Neben den Diskussionen gab es verschiedene andere Aktionen wie einen Smart Mob (spontaner Menschenauflauf) in der Mensa und eine Fahrradtour durch die Lüneburger Innenstadt.

Während sich in Lüneburg und an vielen anderen deutschen Hochschulen politisch gebildet wird, schieben sich die Verantwortlichen die Schuld für die Bildungsmisere gegenseitig zu. Niemand will es gewesen sein und alle haben Verständnis für den Protest der Studierenden. Die Hochschulrektoren fordern mehr Geld, die Politiker eine bessere lokale Umsetzung der Bologna-Reform. Auch in Lüneburg verkündigte Sascha Spoun bereits am Montag seinen Studierenden, dass er Verständnis für ihren Protest habe und dass sie ruhig bis Freitag bleiben könnten. Anstatt sich aber mit ihnen auseinander zu setzen, sagte er die für den 18. November geplante Senatssitzung ab – es gäbe zu wenig Redebedarf.

Lina Sulzbacher

Recht auf Engagement

» Der Dachverband stellt sich vor

„Was heißt DSi noch mal?" Diese Frage habe ich schon häufiger gehört, wenn ich erzählt habe, dass ich beim DSi mitmache. „Deutsche Studieni...???" Äh, nein. Der DSi ist der Dachverband der Studierendeninitiativen und eigentlich gar kein so großes Mysterium wie die fragenden Blicke erahnen lassen.

Doch noch einmal von vorn: An der Leuphana gibt es eine Vielzahl von Initiativen, die ein breites Spektrum an studentischem Engagement ermöglichen. 24 dieser Initiativen, unter ihnen größere wie Lunatic, AIESEC oder L.U.S.T., haben sich im DSi zusammengeschlossen. Der Dachverband selbst ist keine Initiative, sondern das Verwaltungsorgan, welches eine Plattform zur Vernetzung der einzelnen Initiativen, deren Interessenvertretung und eine Anlaufstelle für alle aktiven Studierenden darstellt. Er entstand Mitte der 1990er Jahre und ist immer noch einzigartig in der Vielfalt seiner Angebote. Einmal im Monat findet eine vom DSi organisierte Vertreterversammlung statt, zu der jede Initiative ihre Stellvertreter schickt. Hier tauscht man sich u.a. über kommende Veranstaltungen der Inis aus, diskutiert über relevante, hochschulinterne Themen und stimmt über Finanzanträge ab. Dies geschieht immer in entspannter Atmosphäre bei Keksen und Schokolade.

So weit, so gut. Aber ein paar Dinge sind nicht so wie sie sein sollten. Als ich letzten Herbst im ersten Semester war, bin ich durch eine Kommilitonin auf den DSi aufmerksam geworden. Sie wollte beim DSi mitarbeiten und fragte, ob ich nicht auch Interesse hätte. Zu dem Zeitpunkt bestand die Geschäftsleitung außer uns noch aus zwei weiteren Mitgliedern: der damaligen DSi-Sprecherin und dem Finanzreferenten. Aufgrund von Auslandssemestern konnten beide allerdings im Sommersemester schon nicht mehr mitmachen.

Wenn der DSi in der letzten Zeit unauffällig war, dann liegt das zum großen Teil daran, dass wir den DSi im wahrsten Sinne des Wortes erst einmal entrümpeln mussten. Nun sind wir an einem Punkt angekommen, an dem wir loslegen und neue Projekte planen könnten. Könnten. Was uns fehlt, sind engagierte Studis, die Lust haben, uns zu unterstützen. Zu dritt ist es enorm schwer, über das „Tagesgeschäft" hinaus etwas Größeres auf die Beine zu stellen. In den 1990er Jahren und Anfang der 2000er war das Engagement im DSi größer. Damit ist nicht unbedingt die Beteiligung in den einzelnen Initiativen gemeint, sondern die in der Geschäftsleitung des Dachverbandes. In unserem Büro hängen Plakate von Unibällen, Parties und Symposien, initiiert vom DSi in Kooperation mit einzelnen Initiativen. Alles vor Bologna und unserer Zeit.

Es ist verständlich, dass viele Studierende davor zurückschrecken, so eine Tätigkeit anzunehmen. Die aktuelle Situation bietet keine optimalen Bedingungen für ehrenamtliches Engagement: Durch das Bachelor-Master-System wurde das Studium insgesamt verkürzt und enorm gestrafft. Die Studiengebühren sorgen dafür, dass viele Studierende bei sowieso schon vollen Stundenplänen nebenbei arbeiten müssen. Dies aber unentgeltlich zu machen, kommt für die meisten nicht in Frage. Zwar vermittelt die Image-Kampagne der Leuphana den Eindruck, als solle unter anderem auch die Identifikation der Studierenden mit der Universität gestärkt werden, allerdings fragt man sich wie dies genau geschehen soll. Entsteht Identifikation, wenn ich mit der gleichen Umhängetasche in den Hörsaal komme wie mein Sitznachbar?

Die Idee der Vernetzung der Studierendenschaft ist genau das Konzept des DSi. Damit diese Idee nicht einschläft, brauchen wir eure Unterstützung!
Wer also Spaß am Organisieren hat, selbst etwas in die Hand nehmen will, statt nur darüber zu reden und viele nette Leute kennen lernen möchte, der kann einfach mal bei uns vorbeischauen. Eine Sprechstunde gibt es mittwochs von 14 – 15 Uhr in unserem Büro in Gebäude 3 (Raum 108). E-Mail: dsi@leuphana.de

Nele Wulff

Eine fleißige Helferin sorgt durch ein Plakat dafür, dass der Dachverband bekannter wird (Foto: Nele Wulff)

Ab nach Kassel!

» Die Stadt möchte mehr sein als nur documenta – und scheitert daran regelmäßig mit Bravour

Wer im letzten Sommer durch Lüneburg fuhr, kam nicht an ihr vorbei. Ehrwürdig blickte die Dame auf die Passanten herab. Blutrot schimmerte ihr Seidenhut, goldig leuchteten die Diamanten am Ohr, eine Schulter vornehm von Pelz bedeckt. Die Rede ist hier nicht von Queen Elisabeth, sondern von einem Gemälde. Einem Gemälde aus Kassel. Abgedruckt auf einem Werbeplakat.

Kassel – da denkt man spontan an eine hässliche Innenstadt, eine hohe Sozialhilfequote und ein leckeres Fleischgericht. Dem kulturell Interessierten fällt noch die documenta ein: Das Ereignis, das Kassel alle fünf Jahre aus seinem Dornröschen-Schlaf holt und zum Nabel der Kunst-Welt macht. In den Jahren dazwischen möchte man Kassel lieber umgehen. Doch an Hessen führt kein Weg vorbei, das hat Roland Koch einst gelehrt. An Kassel erst recht nicht, denn fast alle großen Autobahnen führen durch die Stadt. Das Gute an diesem Umstand: Man muss ja nicht aussteigen. Eigentlich ist also alles in Ordnung.

Eigentlich. Doch die Kasseler haben beschlossen, dem schlechten Image ihrer Stadt etwas entgegenzusetzen. Schließlich hat Kassel wirklich gute Seiten: die Museen zum Beispiel, die vielen Grünflächen. So fasste die Stadt einen Beschluss: Wir werden nicht nur eine Stadt der documenta, sondern auch eine Stadt der Kultur.

Kassel begann sich zu wappnen. Für die Aufgaben, die kommen sollten. Für den großen Umbruch in eine neue Zeit.

Als erstes nahmen die Kasseler sich ihre Innenstadt vor. Diese war im zweiten Weltkrieg fast vollständig abgebrannt. Die Bausünden der fünfziger Jahre taten ihr Übriges.
Abhilfe schaffen wollte Gustav Lange: 1992 beteiligt sich der Künstler mit dem Bau einer zwölf Meter hohen Treppe, deren Ende ins Nichts führte, an der documenta. Die Skulptur sollte die Arroganz der Herrschenden widerspiegeln. Nach der documenta blieb die Treppe – mitten auf dem Königsplatz, im Herzen Kassels. Leider wussten Innenstadtbesucher weniger die Message des Kunstwerks zu schätzen als die Möglichkeit, sich hier Erleichterung zu verschaffen, wenn ihnen die Blase drückte. Nach kurzer Zeit forderten die Kasseler Bürger den Abriss der Treppe. Dass diesem Wunsch nicht so leicht nachzukommen war, stellte sich aber schnell heraus. Gustav Lange pochte auf sein Urheberpersönlichkeitsrecht und verhinderte so den Abriss des künstlerischen Aborts. Schließlich beschloss Oberbürgermeister Georg Lewandowski, dem Ganzen ein Ende zu bereiten. In einer Nacht- und Nebel-Aktion ließ er von einem befreundeten Abreißunternehmen die Treppe dem Erdboden gleichmachen. Am nächsten Morgen war der Spuk vorbei und Kassel bereit für neue Ideen. Das war auch dringend nötig, denn ohne Treppe war der Königsplatz ziemlich leer.

Nachdem der Antrag eines Kasseler Bürgers, die Innenstadt einfach abzubrennen, um der ganzen Hässlichkeit ein Ende zu bereiten, abgewiesen wurde, entschied man sich für die Montage mehrerer Wasserspeier, die kreisförmig um den Königsplatz befestigt wurden. Leider hatten die Stadtplaner weder das Gefälle des Untergrundes berechnet noch die Tatsache, dass jedes närrische Schulkind das Wasser-Zulaufsystem auf einfachste Art so manipulieren kann, dass alles überflutet. Die Folgen: In den Sommermonaten gleicht der Königsplatz eher einem Planschbecken, in den Wintermonaten kriechen Besucher des Rathauses auf allen Vieren über das Blitzeis. Da also mit dem Versuch, die Innenstadt zu verschönern, der Königsplatz zu einem Chaos-Platz geworden war, wandten sich die Kasseler neuen Projekten zu.

Steckenpferd der Bewegung sollte der Herkules werden, das Wahrzeichen Kassels. Dieser thront als Statue seit dreihundert Jahren auf der höchsten Erhebung des Kasseler Bergparks. Die nackte Statue streckt ihren Hintern übrigens in Richtung Frankreich. Der Erbauer des Bergparks, Landgraf Karl, mochte die Franzosen nicht. Landgraf Karl mochte auch den Baumeister des Herkules, Francesco Gueriero, nicht besonders. Dieser hatte für die Statue und ihren Sockel den falschen Stein ausgewählt. Bereits fünf Jahre nach der Fertigstellung mussten erste umfassende Sanierungsarbeiten vorgenommen werden. Viele Jahre später, als die Kasseler sich überlegten, Kulturstadt zu werden, musste Herkules zum wiederholten Mal restauriert werden. Dabei wurde ihm zwischenzeitlich auch der Kopf abgenommen – pünktlich zum Zeitpunkt der documenta 12 – die Besucher waren enttäuscht. Ansonsten kam es bei den Bauarbeiten zu keinen größeren Zwischenfällen, sie dauern aber noch bis Sommer 2010 an.

Die vom Sturm umgewehte Installation des documenta-Künstlers Ai Weiwei (Foto: Wolfgang Staudt)

Der Herkules blickt auf seine Stadt. Würde ihm gefallen, was er sieht? (Foto: James Steakley)

Da der Herkules als Baustelle also keine gute touristische Attraktion bot, begann Kassel, seine Theater und Opern in den Blickpunkt der Öffentlichkeit zu rücken – wieder nicht ohne Pannen. Der interessierte Opernganger sollte beim Kartenkauf beachten, dass ausnahmsweise die Plätze an den Rändern der ersten Reihe die besten sind, nicht die in der Mitte. Der Orchestergraben wurde nämlich falsch herum eingebaut.

Da die Beschäftigung der Kasseler mit ihrer Kultur zwar deutschlandweit Aufmerksamkeit erregt hatte, die Touristenströme aber trotzdem ausblieben, entschied man sich für eine Hinwendung zum Althergebrachten. Wie gerufen erschien damals die documenta 12. Vielleicht, so hofften die Einwohner, hatte das Großereignis diesmal die Kraft, die kulturelle Identität ihrer Stadt langfristig zu stärken. Doch leider blieb auch die wichtigste zeitgenössische Kunstausstellung von Katastrophen nicht verschont. Der damalige Leiter Roger M. Buergel hatte für die Kunstausstellung auf der Karlswiese vor der Orangerie große Hallen bauen lassen, auch Pavillons genannt. Nach über zehn Tagen Dauerregen waren diese aber so undicht, dass mehrere der millionenschweren Kunstwerke in anderen Gebäuden untergebracht werden mussten. Die zwölf Meter hohe Statue „Template" des chinesischen Künstlers Ai Weiwei, hergestellt aus Holztüren der Chinesischen Ming- und Qing Dynastie konnte leider nicht transportiert werden. In der Nacht des 13. Juli 2006 stürzte sie in sich zusammen. Au Wei.

Auch ein anderes Kunstwerk fiel dem Element Wasser zu Opfer. Geplant war, am Hang des Schloss Wilhelmshöhe ein Reisfeld anzulegen, um damit Gemeinsamkeiten und Gegensätze der Kulturen (in diesem Fall Asien und Europa) zu symbolisieren. Die ständige Bewässerung des künstlichen Hügels führte aber zu Bodenerosionen, man befürchtete ein Wegrutschen des gesamten Hanges. Kurzerhand musste der Künstler von Nass- auf Trockenreis umstellen. Probleme ganz anderer Art hatte die chilenische Künstlerin Lotty Rosenfeld. Um an die Diktatur der Pinochet-Ära in ihrem Land zu erinnern, hatte sie weiße Kreuze quer über die Fahrbahnmarkierungen auf die Straße vor dem Fridericianum geklebt. Die Stadtreiniger hatten dafür kein Verständnis. Sie putzten die Kreuze einfach weg, da diese gegen die Straßenverkehrsordnung verstießen.

Trotz, oder vielleicht auch wegen aller Zwischenfälle waren während der documenta 12 mehr Touristen in Kassel als jemals zuvor und die Ausstellung hatte einen neuen Besucherrekord.
Doch selbst eingeschworene Kasseler sahen ein, dass das wohl eher an der documenta als an der Anziehungskraft der Stadt lag. Ein Kasseler wäre aber kein Kasseler, wenn ihn solche Dinge aus der Ruhe bringen würden. Um die Vision, Kassel kulturell zu etablieren, endlich zu realisieren, wurde nun auf die Mittel der Marktwirtschaft zurückgegriffen. Die Organisation „Kassel Tourist" sorgte für großflächige Plakate, die für die Kulturschätze Kassels werben sollten. Auf diesen Plakaten ist die schöne junge Dame mit blutrotem Seidenhut, goldenen Diamanten und Pelz zu sehen. Mutig wirbt sie für einen Besuch in der Stadt. Ein jeder der das Chaos liebt, sollte ihrem Ruf folgen.

Lina Sulzbacher
(Die Autorin ist Kasselerin)

Ecuadors neues Exportgut: Kein-Erdöl

» Der revolutionäre Vorschlag, das Öl im Yasuni-Nationalpark im Boden zu lassen

Eigentlich ganz logisch: Wer keinen Klimawandel will, sollte fossile Energieträger gleich da lassen, wo sie sind: im Boden. Um die Auswirkungen des Klimawandels zu begrenzen, möchte die Welt ihre Emissionen reduzieren. Ecuador hat dafür eine innovative Lösung: Das Öl im Nationalpark Yasuni tatsächlich einfach im Boden zu lassen.

Die Idee ist so genial wie simpel: Die ecuadorianische Regierung will das Erdöl aus dem sogenannten ITT-Feld im Yasuni nicht fördern. Für die ausfallenden Einnahmen fordert sie Ausgleichszahlungen von der internationalen Staa-

Ölförderung in Ecuador (Foto: Vanessa Cárdenas, www.acdesign.tk)

tengemeinschaft. Seit 2007 ist das Thema im Umlauf und wird nun final verhandelt. Wenn der Vorschlag angenommen wird, bedeutet das den Nicht-Ausstoß von 407 Mio. Tonnen CO_2 und den Schutz von 982.000 Hektar Nationalpark. Dieses Gebiet gehört zu den artenreichsten der Welt und dient mehreren indigenen Völkern als Lebensgrundlage. Das Revolutionäre an der Idee ist, dass ein Präzedenzfall geschaffen wird, der andere Länder zum Nachziehen einlädt.

Die Ecuadorianische Regierung scheint es ernst zu meinen – schließlich gehen ihr knapp 3,5 Milliarden US$ durch die Lappen, wenn der Plan aufgeht. Denn die Ausgleichszahlungen sind nur auf die Hälfte der zu erwartenden Gewinne aus dem ITT-Feld angesetzt. In Anbetracht der Tatsache, dass ca. ein Fünftel der gesamten Erdölvorkommen Ecuadors im ITT-Feld vermutet wird, bedeutet das einen großen finanziellen Verlust. Deutschland soll insgesamt 600 Mio. US$ dazugeben, die USA 2600 Mio. und Japan 970 Mio. $. Ecuador will das Geld ausschließlich zur Reduzierung von Treibhausgasemissionen, für den Schutz der biologischen Vielfalt und der indigenen Kulturen, sowie zur Wiederaufforstung nutzen.

„Erpressung“, rufen die einen. „Endlich wehren sich die Länder des Südens“, freuen sich die anderen. Aber mal im Ernst, wie ist dieser Vorschlag zu bewerten? Auf der einen Seite sollte man bedenken, dass Ecuador im Vergleich zu den Ländern des Nordens kaum Klimagase ausstößt. Im Prinzip stellt es mit seinem Urwald sogar Ökosystemdienstleistungen zur Minderung des Klimawandels zur Verfügung, denn der Wald speichert von Menschen ausgestoßenes CO_2. Auf der anderen Seite bestehen knapp zwei Drittel der Einkünfte des ecuadorianischen Staatshaushalts aus Ölexporten. Wurde das Land aus Armut zur Ölförderung getrieben oder hat es wissentlich zum Klimawandel beigetragen? Wer sollte also gerechterweise die Ausfallkosten der Nicht-Förderung bezahlen? Ganz klar, der Vorschlag berührt mehr Fragen als nur die nach dem Erhalt eines Fleckchens Urwald und Emissionseinsparungen. Es geht hierbei um ethische Überlegungen zum Verursacherprinzip von globalen Umweltproblemen, Entschädigungen für das koloniale Erbe und um Gerechtigkeit.

Wie geht es also weiter? Die ecuadorianischen Vertreter des Projekts befinden sich momentan auf einer Informations-Tour durch verschiedene europäische Länder; auch Kopenhagen und den Klimagipfel werden sie nicht auslassen. Die Bundesregierung sagte zuletzt ihre Unterstützung zu, wenn andere Länder mitzögen.
An der Leuphana plant die Projektgruppe Yasuni-ITT des AStA-NOA-Referats eine Kampagne zum Thema. Und bei euch? Haben sich in euren Köpfen Fragen oder Diskussionsstoff angesammelt? Bringt das bei Vorträgen, Aktionen und Unterschriftenlisten unserer Kampagne oder direkt beim Referatstreffen ein. Kontakt: noa@asta-lueneburg.de Infos unter *http://www.yasuni-itt.gov.ec* und *http://www.sosyasuni.org/de*

Johanna Nolte
(für das AStA-Referat „Nachhaltige Oeffentliche Aktion“)

Online-Update aus dem Reich der Inkas

» Auslandssemester in Peru

Wordpress Blog – Eintrag 17.2.09 Ankunft in Lima
¡Hola! Erster Blogeintrag also... Bin mitten in der Nacht hier mit zwei Stunden Verspätung in Lima gelandet, um am Flughafen erst mal entsetzt festzustellen, dass das versprochene Abholungskomitee nicht da ist. Nachdem ich schon von gefühlten 120 Taxifahrern angequatscht wurde: „Taxi Taxi, Lady?“, bin ich nach einer viel zu rasanten und ziemlich gruseligen Fahrt durch die peruanische Dunkelheit in meinem Quartier angekommen. Ach ja, eine Cucaracha (span.: Kakerlake) habe ich am ersten Morgen auch schon vor der Zimmertür gehabt. Na, das kann ja heiter werden!

So oder ähnlich konnten meine Freunde und Familie alle paar Wochen im Internet von meinen Erlebnissen während meines Auslandssemesters in Peru lesen. Hierzulande ist das lateinamerikanische Land für viele unbekannt und exotisch. Auch ich hatte mein Austauschziel mehr nach sommerlichen Temperaturen als nach tiefgründigem kulturellem Hintergrundwissen ausgewählt. Peru ist nicht nur das Land der Panflötenspieler und Meerschweinbraten – nein, im Westen des südamerikanischen Kontinents ist die Mischung zwischen Moderne und Tradition wie ein spritziger Rumcocktail mit Limettensaft.

Seit mittlerweile eineinhalb Jahren bietet die Lüneburger Universität Studierenden die Möglichkeit, ein oder zwei Semester an einer privaten Universität in der Hauptstadt Lima zu lernen. Die Fakultät für Kommunikation, Tourismus und Psychologie der Universidad San Martin de Porres empfing bereits mehrere KuWi-Studierende. Auch für mich begann im letzten Februar das Abenteuer Peru.

Machu Pichu, die ehemalige Stadt der Inkas (Foto: Kristin Koepke)

Ganz untypisch auf die Minute pünktlich starteten meine vorwiegend praktischen und interaktiven Seminare, bei denen die Hausaufgaben (im Radiokurs) auch schon mal nach eingespieltem Jingle mit Kopfhörern und Mikro vorgetragen wurden. Vor Vorlesungsbeginn musste jedoch jeder Studierende erst am universitätseigenen Sicherheitspersonal vorbei. Die schicke und ganz moderne Fakultät passt nicht so recht in ihr Umfeld: Der berüchtigte Stadtteil Surquillo ist eher trist und arm. Die gläserne Fassade der San Martin steht im auffallenden Kontrast zu den schmutzigen Autowerkstätten ihrer Umgebung.
Von solchen krassen Gegensätzen gibt es in Peru viele. Das kann zum Einen erschrecken, zum Anderen ist es unheimlich spannend. So bietet sich damit die Möglichkeit, an langen Wochenenden dem versmogten Lima wahlweise zum Gletscherwandern, zum Surfen an den Tropenstand oder in Richtung Amazonas-Regenwald zu entfliehen. Peru ist etwa dreieinhalb Mal so groß wie Deutschland und aufgrund seiner Vielfalt beliebt bei Backpackern und Abenteuertouristen. Ein Highlight ist dabei auch das „Neue Weltwunder“, die ehemalige Inka-Stadt Machu Picchu, die – allerdings erst nach schnaufendem Aufstieg – einen grandiosen Blick bietet: Lamas grasen zwischen den Ruinen auf einem Bergplateau, umgeben von aus dem Tal hervorragenden Felsnadeln.

Neben Reisen und Unialltag ließ sich das peruanische Studentenleben in vollen Zügen genießen. Peruaner sind nicht nur unglaublich hartnäckig, wenn es um die Verkostung des Nationalcocktails Pisco Sour geht, sondern auch – für ihre Größe - erstaunlich trinkfest. Exzessive Grillabende und nächtelanges Clubhopping machten oftmals die morgendliche Seminarteilnahme zur Tortur. Doch ebenso regelmäßig haben meine Mitbewohner und ich im samstäglichen Morgengrauen hunderte Brötchen mit Marmelade bestrichen, um sie anschließend zusammen mit Haferbrei an hungrige Kinder in einem der ärmsten Stadtteile Limas zu verteilen. Kontraste wie diese lassen die Luft anhalten, an Gerechtigkeit zweifeln, doch sie prägen leider immer noch das Bild des südamerikanischen Kontinents. Diese Momente sind dennoch wertvoller Teil meiner Auslandserfahrung, genau wie die internationalen Freundschaften und die vielen schönen und spaßigen Erlebnisse. *Kristin Koepke*

Recht auf Klischees

» Oder: Woran erkenne ich eine Lesbe?

„Lesbe", das Wort mit dem scharfen S-Laut zischte durch den Raum. Monis feixendes Grinsen reichte von einem Ohr zum anderen und ihre weit aufgerissenen Augen bohrten sich triumphierend in den gedankenverlorenen Ausdruck meines Gesichts.
Ich betrachtete das Mädchen und Bilder rasten durch meinen Kopf. Hatte Moni mich als Lesbe identifiziert und wollte mir das mitteilen? Warum dachte ich in dieser Situation, dass es so war? Hatte ich plötzlich nicht mehr nur persönliche Vorlieben an mir, sondern Indizien?
Ich ging nochmal alles in Gedanken durch. Ich dachte an mich. Ich gab wohl eher das Profil einer kontrollsüchtigen Öko-Tante ab als ein „typisch" lesbisches. Ja, man beachte die Anführungszeichen.

Wie sind eigentlich Lesben und woran erkenne ich sie eindeutig? Schon bei der Frage beginnen die Komplikationen. Das Wort „eindeutig" hat darin nämlich gar nichts zu suchen. Man kann sich fast nie sicher sein.
Was fällt mir denn zum Thema „typische" Lesbe ein? Mal sehen. Kurze Haare natürlich oder zumindest einen etwas alternativen Haarschnitt, vielleicht noch etwas Gel. Etwas rundlich, Augenbrauen- oder Lippen-Piercing, ausgeleierte Hosen – bei älteren Modellen gerne eher eine Art Hippie-Look mit starker Tendenz zum Holzfäller-Hemd, dazu dieser Joana-Wayne- Blick, der dir die Bluse aufknöpft? Ist es das? Wahrscheinlich geht die Antwort der Frage schon vor: nein.

Das Erste, das ich von einem Menschen mitbekomme, ist seine Erscheinung und ein Eindruck seiner oder ihrer Körpersprache. Dabei ist sicher an den eben skizzierten gängigen Vorstellungen einer Lesbe etwas dran, wie an allen Klischees, das liegt in ihrer Natur. Es werden sich lesbische Frauen und Mädchen finden, die in ihrer Erscheinung alle die von mir genannten Punkte vereinen. Doch der Anteil der Frauen, bei denen man so plump nach klischeehaften Vorstellungen gehen kann, ist nur ein kleiner Teil einer sehr bunten Menge. „Wenn ich schon lesbisch bin, möchte ich auch mit einer richtigen Frau zusammen sein", sagt Moni zum Beispiel. Für sie sind also lange Haare, Make-up, feminine Kleidung und das Selbstverständnis als „ganze Frau" gerade entscheidend bei der Partnerwahl.

Es gibt sie allerdings schon, die eindeutigen Zeichen. Das Frauensymbol, der Kreis mit dem Kreuz darunter. Wenn „sie" zwei solcher Zeichen in sich verschlungen an sich trägt, zum Beispiel als Ohrring, als Button, um den Hals an einer Kette etc., hat man es sicher mit einer Lesbe zu tun. Ein klarer Fall sind auch Regenbogenflaggen und die Doppelaxt, ein typisches Symbol der Insel Kreta. Auch ein Augenbrauen-Piercing kann sein Übriges tun, wenn schon eine Vermutung besteht. Bei Frauen mittleren Alters ist eine große Menge an Kuscheltieren am Rucksack verdächtig. Das ist aber schon ein echter Geheimtipp. Oft machen es einem die Frauen nämlich nicht so einfach.

In der Lesben-Szene sind die Begriffe „Butch" und „Femme" verbreitet. „Butch" bezeichnet eine maskulin wirkende Frau mit Merkmalen wie kurzen Haaren, sehr jungenhafter Bekleidung und einem eher lauten, dominanten Verhalten. Sie sind es auch meist, die als typisch lesbisch wahrgenommen werden, weil sie sich in ihrem Erscheinungsbild so sehr von der „typischen" heterosexuellen Frau unterscheiden. Die „Femme" erfüllt dabei eher klassisch-feminine Vorstellungen und bringt ihre Umwelt somit weniger zum Nachdenken über verbürgte Geschlechter-Stereotype. Oft ist dann das Erstaunen groß, wenn sich eine Femme als Lesbe outet. „Das hätte ich von ihr niemals gedacht."

Es ist ein Spiel mit den Rollenbildern und eine Art Spiegel der heterosexuellen Normvorstellungen. Trotzdem bedeutet dies nicht, dass eine Butch nur mit einer Femme zusammen sein kann und umgekehrt. Das Aussehen gibt auch keinerlei Rückschlüsse über irgendwelche Rollenverhältnisse in der Beziehung, denn schließlich sind es immer noch zwei Frauen, die miteinander zusammen sind.
Was macht eine Frau in unseren Augen aus? Ist eine Butch noch eine Frau? Dazu kann ich nur sagen, ja, das ist sie, und auf diese Art oft sehr erotisch. Doch ist dies überhaupt wichtig? Ist sie nicht vor allen Dingen ein Mensch? Was ist weiblich, was ist feminin und was ist männlich? Mit welchen Vorstellungen sind diese Begriffe für uns besetzt und sollten sich Frauen an diesen Maßstäben messen und sich von ihnen einschränken lassen?

Sicher ist, dass das lesbische Schönheitsideal dehnbar und vielfältig und nicht auf die typischen Vorstellungen von Männern und Frauen zu reduzieren ist. Es bietet Platz, sich auszubreiten und gerade das gefällt mir besonders. Um eine Lesbe zu erkennen hilft kein Patentrezept, sondern lediglich jahrelange Erfahrung. Es ist ein Gefühl, dass sich meist nicht genau bestimmen lässt, denn oft ist es nur ein Blick, der dich Bescheid wissen lässt.

A.U.

Abendrot und Morgengrauen

» Die Sehnsucht nach dem Mythos „Vampir"

Vampire erfahren derzeit eine regelrechte Wiederbelebung. Sie erscheinen massenweise auf den Tischen der Buchhandlungen und auf Kinoleinwänden. Als ein Auslöser für die zahlreichen Neuerscheinungen gilt der Erfolg der 2005 erschienenen Romanserie „Twilight" der US-amerikanischen Autorin Stephenie Meyer. Der britische Autor Kim Newman hat sich mit „Die Vampire" dem Genre ebenso verschrieben wie Suzanne McLeod mit Romanen wie „Süßer als Blut".

Neu ist der Erzählstoff bekanntlich nicht: Vampir-Mythen sind ein weltweites Phänomen. Begibt man sich auf Spurensuche, findet man die Ursprünge „unseres" Vampirs in den Legenden Südosteuropas. Zur literarischen Figur wird er im Zuge romantischer und mystischer Strömungen im

Zwischen Entsagung und Hingabe - Cover von Stephenie Meyers Welterfolg „Biss zum Ende der Nacht" (Foto: Julia Strube)

18. Jahrhundert. Ursprünglich ein von der Jagd auf die Lebenden getriebenes Monster, entwickelt der Vampir hier zunehmend menschliche Züge. Schließlich taucht er auch auf der Leinwand auf, wie 1922 in dem Filmklassiker „Nosferatu, eine Symphonie des Grauens".
Die Twilight-Saga überträgt eine klassische Vampirerzählung in die Gegenwart. Im Mittelpunkt steht die Liebe zwischen Schülerin Bella Swan und dem ewig-siebzehnjährigen Untoten Edward Cullen. Zu wiederkehrenden Motiven der Erzählung werden Begehren, Unschuld und Entsagung, die unwiderrufliche Entscheidung und die Frage nach Gut und Böse. Zu Beginn genießen die Protagonisten eine romantisch verklärte Teenagerliebe, deren Glück allerdings durch die Unvereinbarkeit ihrer Herkunft mehr und mehr in Gefahr gerät. Edward – „zivilisiert", sensibel und zugleich äußerst verführerisch – ist in seiner Gedankenwelt hin- und hergerissen: Der Protagonist versucht nach menschlichem Empfinden richtig zu handeln; dabei kämpft er sowohl gegen die Begierden der Anderen als auch gegen seine eigenen Abgründe. Edward ist Teil einer „Familie", die der Jagd auf unschuldige Menschen abgeschworen hat. Als Nahrung dient ihnen vielmehr das Blut von Tieren, was die Autorin als „vegetarische Lebensweise" bezeichnet. So können sie mit Menschen in Kontakt treten und ein zeitgemäßes Leben führen. Allerdings wird nicht deutlich, was Vegetarismus mit dem Aussaugen von Tieren zu tun hat. Meyer scheint damit eine seit Jahrzehnten geführte Diskussion zu ignorieren.

Nicht zuletzt seit der Verfilmung des ersten Teils sind vor allem Teenager vom Stoff der Twilight-Saga geradezu hypnotisiert. Eine Veröffentlichung, die eher ein Kino-interessiertes Nischenpublikum bedient, ist der Film „Durst" des südkoreanischen Regisseurs Park Chan-wook. Wenn auch weniger klischeehaft, thematisiert auch er die erotischen Verstrickungen des Vampirdaseins und die Zwickmühle zwischen menschlicher Moral und vampirischen Instinkten. Interessant ist, dass sein Protagonist versucht, ganz auf die Jagd zu verzichten und mit Hilfe von Blutkonserven überlebt. Gibt es also auch „humanistischen Vampirismus", wie ein Kritiker diese Lebensweise betitelte?

Im Gegensatz zu traditionellem Handlungsstoff wie „Dracula" scheinen zeitgenössische Vampire in der Gegenwart angekommen zu sein. Oft sind es nicht mehr Schauplätze wie der verwilderte Friedhof oder die düstere Gruft, wie z.B. in der beliebten Buch- und Fernsehserie „Der kleine Vampir". Die Trennung zwischen Menschenwelt und dem Reich der Untoten findet in aktuellen Erzählungen stärker auf psychologischer Ebene statt. Zwischenmenschliche Beziehungen zwischen Mensch und Vampir bilden den Kern vieler gegenwärtiger Romane und Filme, nicht in erster Linie der Schrecken vor dem Bösen schlechthin. Dafür üben sich die blutsaugenden Wesen in Selbstdisziplin. Letztendlich behalten die Protagonisten jedoch ihre vampirischen Merkmale. Und dies macht wohl auch den eigentlichen Reiz dieser Literatur aus – sie ist abschreckend und faszinierend zugleich.

Julia Strube

Per Anhalter war gestern – heute klickt man auf mitfahrgelegenheit.de (Foto: said&done)

Abenteuer Mitfahrgelegenheit

» Von unterhaltsamen Mitreisenden und rasanten Autofahrten

Treffen sich ein Gothic-Mädchen, ihr infantiler Freund und zwei Hamburger Proleten am Bahnhof. Klingt wie der Anfang eines Witzes, ist für mich jedoch fast schon wöchentliches Ritual: die Mitfahrgelegenheit. Über das Internet haben wir uns verabredet, um gemeinsam mit dem Länderticket möglichst günstig von Greifswald nach Hamburg zu fahren.

Gerade Studierende sind häufig am Wochenende unterwegs: ein paar Tage bei den Eltern, alte Schulfreunde besuchen oder das regelmäßige Fernbeziehungspendeln. Da der studentische Geldbeutel aber bekanntermaßen nicht der größte ist, wird nach günstigen Reisemöglichkeiten gesucht. Die Lösung heißt Mitfahrgelegenheit. Im Internet auf Homepages wie mitfahrgelegenheit.de, in studiVZ Gruppen oder ganz klassisch am schwarzen Brett der Uni finden sich Reisegruppen zur gemeinsamen Fahrt mit dem Auto oder dem Zug.

„Klasse Sache. Man spart Geld und lernt interessante Leute kennen", sagen viele. Oft sind es aber Leute, die man vielleicht nicht unbedingt kennenlernen wollte. Wer einmal vier Stunden im tiefer gelegten Opel Corsa eines Techno-DJs verbracht hat, weiß, wovon ich spreche. Auch seine wiederholten Aufforderungen, „doch mal auf die geile Bassline zu achten", konnten mir diese Musikrichtung nicht wirklich näher bringen. Wenigsten war die Lautstärke so hoch, dass die sonst im Auto unausweichliche Wahl zwischen peinlichem Schweigen oder gezwungener Konversation erspart blieb. „Ach, du beobachtest in deiner Freizeit gerne Vögel? Das klingt ja…ähm…aufregend."

Fast jeder, der regelmäßig Mitfahrgelegenheiten nutzt, kann von solch lustigen oder skurrilen Autofahrten erzählen. Doch nicht immer sind die Erlebnisse zum Lachen. Schließlich weiß man vorher nie, welchen Fahrstil der Autobesitzer pflegt. Zu schnelles oder risikoreichen Fahren gehören zu den größten Ängsten potentieller Mitfahrer. Viele sehen sich schon panisch bei 180 Stundenkilometern an den Türgriffen klammern. Ein Tipp: Erklärt dem Fahrer, euch werde bei hohen Geschwindigkeiten schnell schlecht. Das lässt die meisten schleunigst auf die Bremse treten. Eine weitere Befürchtung, besonders von Frauen: Der Fahrer wird aufdringlich und lässt sich nicht abwimmeln. Hier hilft nur: Mutig sein, darum bitten, im nächsten Ort anzuhalten und dann mit dem Zug weiterfahren. Viele schließen Mitfahrten im Auto aufgrund solcher Bedenken dennoch von Vorneherein aus.

Dann kann eine Mitfahrgelegenheit mit dem Zug eine gute Alternative sein. Ein Länderticket, durch fünf Mitfahrer geteilt, und schon reist man für fünf Euro nach Hause. Doch auch hier lauern tückische Gefahren. Nachdem sich bereits oben erwähntes Gothic-Pärchen zuerst um den Gameboy und dann um das einzige Snickers gezankt hatte und Hamburger Prolet Nummer eins sich bei seinem Kumpel ausgiebig darüber beschwerte, dass seine „Ische" ihm den falschen Belag auf sein Brötchen geschmiert hatte, sah ich nur noch die Möglichkeit, mich schlafend zu stellen. Die wichtigsten Hilfsmittel hier: ein MP3-Player mit ausreichendem Akku und eine möglichst großformatige Zeitung, um sich dahinter zu verstecken.

Was bleibt also zu tun? Ein eigenes Auto? Regelmäßige IC-Fahrten? Für mich jenseits der finanziellen Möglichkeiten. Also werde ich weiterhin am Wochenende das Internet nach der günstigsten Fahrt nach Hause durchsuchen. Und ganz ehrlich: Die oben genannten Fälle stellen doch eher die Ausnahme dar. Meist reist man in einer angenehmen, stressfreien Zweckgemeinschaft, hält ein bisschen Smalltalk und spart eine Menge Geld. Außerdem sorgen Geschichten über merkwürdige Mitfahrer garantiert für Lacher im Freundeskreis. Und wer weiß: Der eine oder andere soll beim gemeinsamen Mitreisen ja schon den Partner für's Leben gefunden haben.

Christina Hülsmann

Das rechte Frühstück

» Fünf Frühstückscafés in Lüneburg, die man sich merken muss!

CAFÉ OKTOBER

Obere Schrangenstraße 1, Tel. 22 35 892, Mo-Fr 8-14 Uhr Frühstück: 1,50-8,50 Euro, sonn- und feiertags Brunch 8-15 Uhr: 6,90 Euro

Das erst kürzlich im Herzen Lüneburgs eröffnete Café Oktober bietet leckere Wachmacher zum kleinen Preis. Schon ab 1,50 € kann man hier in den Tag starten: Zu den hausgemachten „Oktoberbrötchen" gibt es je nach Wunsch Schinken, Käse oder auch die süße Variante mit Marmelade und Honig.

Fazit: Ein guter Start in den Tag für's kleinere Budget

CAPITOL

Reichenbachstr. 1, Tel. 159510, www.capitol-lueneburg.de, Mo-Sa 8-12 Uhr Frühstück: 4,90-11 Euro, Sa Büffett 8-12 Uhr: 8,90 Euro, So Brunch 10–13.30 Uhr: 13 Euro

Wer das reichhaltige Brunch-Büfett am Wochenende genießen möchte, sollte besser vorher einen Tisch reservieren: Das Capitol ist ein beliebter Treffpunkt in Lüneburg. Nicht weit vom Rathaus in einem alten Kino werden hier unter der Woche große Frühstücksteller serviert, die manchen Hunger schon mal übertreffen. Vor allem in der warmen Jahreszeit ist das Capitol mit seiner großen Terrasse sehr zu empfehlen.

Fazit: Schickes Lokal mit besonderem Ambiente

ANNA'S CAFÉ

Am Stintmarkt 12a, Tel. 9992345, www.annas-cafe.de, Mo-Fr 8-18 Uhr, Sa 9-18 Uhr, Sonntag 10-18 Uhr Frühstück: 3,90-10,20 Euro

Die Seele baumeln lassen, den Alltag mal vergessen und in Ruhe ein selbst gemachtes Frühstück genießen, das alles ist möglich in Anna's Café. Das liebevoll eingerichtete Café am Stintmarkt erinnert ein wenig an Omas Wohnstube und lädt ein, sich Zeit zu nehmen um die Leckereien hier zu genießen. Selbst gemachter Frischkäse und frisch gepresster Orangensaft werden hier angeboten. Ein vorzüglicher Latte Macchiato rundet das Geschmackserlebnis ab.

Verlosung: Wir verlosen zwei Gutscheine für jeweils ein Frühstück in Anna's Café. Schreibt einfach eine Mail an univativ@leuphana.de

Fazit: Hier kann man dem hektischen Alltag entfliehen

MÄXX

Schröderstraße 6, Tel. 732505, www.cafe-maexx.com, Mo-Fr Frühstück: 0,70-7,90 Euro, Sa Büffett 8-12.30 Uhr: 9,50 Euro

Das Mäxx ist der Allrounder unter Lüneburgs Cafés: Vom „Knastfrühstück" mit trockenem Brot, einem Glas Wasser und einer Zigarette für 70 Cent bis zum vollwertigen Frühstück mit Eiern, Speck und frisch gepresstem Orangensaft bekommt hier jeder, was sein Herz begehrt. Zudem findet man dank der Größe, auch wenn viele Gäste da sind, immer noch ein Plätzchen. Im Sommer lässt es sich wunderbar draußen schlemmen, frei nach dem Motto: Sehen und gesehen werden.

Fazit: Hier ist für jeden was dabei!

CAFÉ NEWS

Schröderstr. 5, Tel. 401144, www.news-lueneburg.de, Mo-So 8-12 Uhr Frühstück: 3,33-9,50 Euro

In uriger Atmosphäre können Studenten hier besonders günstig speisen. Für 3,33 € bekommt ihr mit gültigem Studentenausweis bis 17 Uhr ein leckeres, klassisches Frühstück serviert. Wer es etwas üppiger mag kann im News auch international frühstücken. Bei „Frühstück in Mailand" mit Ciabatta-Brötchen, „Frühstück in New York" mit Bagels oder deftigem Schwarzbrot beim Hamburger Frühstück überlässt man das Weltenbummeln erst mal anderen. Zu jedem Frühstück gibt's einen Kaffee oder Tee dazu.

Fazit: Auch Langschläfer kommen hier noch einmal um die Welt für unter 10 Euro

Steffi Nitsche

In Anna's Café lässt es sich gemütlich schlemmen (Foto: Steffi Nitsche)

Last-Minute-Geschenke, die kaum etwas kosten

» Noch wenige Tage bis Weihnachten und noch keine zündende Idee in Sicht?

1. Gutscheine: Ein Evergreen sind Gutscheine. Das Kostbarste, das man verschenken kann, ist die eigene Zeit. Das reicht eigentlich schon. Ein nächtlicher Spaziergang zum Sternegucken oder ein gemeinsamer Fußball Bundesliga Abend mit dem Freund bieten die Gelegenheit, etwas mehr Zeit miteinander zu verbringen. Wenn man es sich noch etwas mehr kosten lassen möchte, bietet sich ein selbst gekochtes, romantisches Essen für den Partner an. Eltern freuen sich meist sehr über eine Innenreinigung für das Auto. Oder wie wäre es mit einer Einladung nach Lüneburg mit gemeinsamer historischer Stadtführung? Auf www.lueneburg.de findet ihr viele Anregungen für Events und Sehenswertes. Also schnell Blatt und Stift zur Hand genommen und aufschreiben, was ihr euren Lieben als Gutschein schenken möchtet.

2. Fotokalender: Eine schöne Erinnerung an ein großartiges Jahr und mal keine langweilige Fotocollage ist ein selbstgebastelter Fotokalender. Keine Angst: Ist total easy zu basteln und preislich locker im Studierenden-Budget. Den Blanko-Kalender gibt es zum Beispiel bei Rossmann für 1,99 €. Hier könnt ihr auch für 27 Cent pro Bild die passenden Fotos sofort ausdrucken. Jetzt nur noch die einzelnen Seiten mit lustigen Fotos bekleben. Auch Postkarten, Aufkleber, Zeitungsbilder und alles, was man sonst noch ausschneiden und aufkleben kann, sind gut geeignet. Wer mag, kann auch kluge Zitate aus dem Internet suchen oder selbst kreativ werden. Eine super Geschenkidee für Freunde und Familie.

3. Gedichte: Selbst gemalte Bilder kamen früher sehr gut an, doch jetzt darf es auch schon mal ein bisschen anspruchsvoller sein. Wie wäre es da mit einem selbst geschriebenen Gedicht? „Elfchen" bieten sich besonders an, weil sie leicht zu schreiben sind. Für alle Unwissenden: Elfchen sind Gedichte, die aus elf Wörtern bestehen. Eure Eltern werden sich bestimmt über ein paar liebe Worte freuen. Für die etwas Mutigeren: Ihr könnt euch auch gleich an einem etwas längeren Gedicht versuchen. Anregungen gibt es zum Beispiel unter: www.poetry.de

Elfchen sind einfach:	Als Beispiel:
Zeile – ein Wort	Dankbarkeit
Zeile – zwei Wörter	Für alles
Zeile – drei Wörter	Du gabst mir
Zeile – vier Wörter	Immer was ich brauchte
Zeile – ein Wort	Danke

4. Schneebällchen: Achtung Suchtgefahr! 50 g echter Kakao (nicht der von Kaba oder Milka, sondern Back-Kakao), 100 g Puderzucker, 150 g zarte Haferflocken, 200 g handwarme Butter und wer mag ein bisschen Kokosraspel zusammenkneten und auf Rocher-Kugel-Größe bringen, diese dann in Kokosraspel rollen. Nicht backen, sondern ein bisschen in den Kühlschrank, in transparente Tütchen füllen und mit einem schönen Schleifchen und selbst gebasteltem Etikett verschenken. Angegebene Mengen können nach Geschmack variiert werden. Über diese köstlichen Kleinigkeiten freut sich jeder.

5. Musik-Mix mit persönlichem Touch: Für alle, die einen Rohling zur Hand haben, dazu noch einen funktionstüchtigen Brenner und schöne Musik in den Tiefen eurer Festplatte finden: Ihr könnt Lieder aussuchen, die ihr mit beeindruckenden Situationen verbindet, die euch an Dinge erinnern, die ihr und der Beschenkte zusammen erlebt habt. Diese Erinnerungen kann man in einem Brief festhalten und diesen mit in die CD-Hülle legen. Eine schöne Erinnerung an gemeinsame Erlebnisse. „Weißt du noch? Bei dem Lied haben wir uns das erste Mal gesehen. Und das haben wir beim Karaoke im Duett gesungen."

6. Aufmerksamkeit ist gefragt: Gibt es etwas, das dem zu Beschenkenden ständig fehlt? Radiergummi, Anspitzer, Taschentücher, Kugelschreiber, Kaffee… Dazu besorgen kostet nicht viel und zeigt dennoch, dass man aufmerksam war. Und die immer wiederkehrende Frage: „Kannst du mir mal `nen Stift leihen?", löst sich in Wohlgefallen auf. *Lisa Kuhn*

Diese Schneebällchen schmelzen langsamer auf der Zunge, als es dauert, sie zuzubereiten! (Foto: Fabienne Erbacher)

10 Gründe …

» …nicht mit dem Lernen anzufangen

Es ist Samstag. Der Wochenmarkt vor dem Lüneburger Rathaus ist bereits in vollem Gange, die ersten Metronome aus Hamburg sind in Richtung Uelzen unterwegs und die Polizisten halten wutentbrannt Fahrradfahrer auf, die entgegen der Einbahnstraße fahren. Diese Beobachtungen sind typisch für einen Lüneburger Samstag - und noch etwas reiht sich ein bei der Aufzählung typischer samstäglicher Erlebnisse von Studierenden: der Wecker. Der omnipräsente Feind erwacht gegen 10.00 Uhr zum Leben und erwartet dasselbe vom ehemals beinahe ohnmächtigen Träumer, der sich wenige Sekunden zuvor noch in einer wunderbaren Welt voller Freizeit, Alkohol, Geld und Affären beobachtet hatte. Nach einigem Augenreiben ist die Wahrheit nicht mehr zu leugnen: Dieser Tag wurde extra zum Lernen freigehalten. Hier findet sich eine Reihe von Gründen, nicht gleich mit dem Pauken anzufangen:

Unsere 10 Gründe helfen euch, diesen Zustand noch möglichst lange vor euch herzuschieben (Foto: Alisa Höhle)

1 Weil nur der frühe Wurm vom Vogel gefressen wird! Schlagwörter wie „Lerngesellschaft", „Bulimie-lernen" und „Konkurrenzdenken" kreisen im Leuphana-Kopf umher. Endlich ist die Zeit, eine flammende Rede zu verfassen!

2 Weil Lernen schlichtweg Wettbewerbsverzerrung ist. Wer zu viel lernt, hat zu wenig Talent. Auf irgendetwas muss man sich doch verlassen. Wenn das alle machen würden, wäre das ganze Bildungssystem viel fairer. Also gleich damit anfangen. Sei Vorbild.

3 Weil du besonders viele Vitamine zum Lernen brauchst, bereitest du dir dein Studentenfutter besonders reichhaltig zu und gehst noch einmal in den Supermarkt, um die letzten Zutaten zu besorgen. Wenn man schon in der Kleinstadt wohnt, sollte man die kurzen Wege auch ausnutzen – diese paar Minuten Fußweg und an der Kasse …

4 Weil du schon längst mal wieder einen Kaffee mit einer guten Freundin trinken wolltest. Wie lange hat man sich nicht gesehen? Unter der Woche klappt es nie – das Wochenende muss doch wirklich mal ausgenutzt werden.

5 Weil jetzt doch endlich mal die Zeit wäre, die ganze Wohnung richtig aufzuräumen und zu reinigen. Abwasch und Wäsche müssen gemacht werden und das Bett könnte doch auch mal neu bezogen werden? Das hattest du dir schon länger vorgenommen. Danach fühlt sich auch der Kopf aufgeräumt.

6 Weil es im Zeitalter von YouTube, Facebook, studiVZ und MyVideo so viel zu entdecken gibt: Fotos, Videos, Kommentare etc.! Wir leben doch in einer digitalisierten Gesellschaft: Wer sich da nicht anpasst, ist raus. Und wann wäre sonst die Gelegenheit, ein paar Leute virtuell zu stalken? Außerdem wolltest du deinen PC schon seit Ewigkeiten im Schach schlagen.

7 Weil du für deine Freunde ein offenes Ohr hast, die sich auch nicht zum Lernen aufraffen können. Klingelt das Telefon, bist du zur Stelle – vergessen sind die guten Vorsätze, sich nicht ablenken zu lassen.

8 Weil du erst mal alles Wichtige unterstreichen und deine Unterlagen organisieren musst. Ohne gute Vorbereitung klappt auch die Paukerei nicht. Also, los geht's mit dem Lochern, Tackern, Unterstreichen und Ordnung Schaffen. Wahnsinnseffekt: Das Gewissen ist automatisch beruhigt.

9 Weil die Jungs dich zu einer Runde Pro Evo eingeladen haben und ihr euch viel zu selten seht. Freundschaften muss man pflegen!

10 Weil es mittlerweile Samstagabend ist und man samstagabends nicht lernt – entweder es ist Party-Time (schließlich hat man am Abend vorher schon piano gemacht) oder man schnappt sich ein gutes Buch, das man schon immer lesen wollte.

Lisa Kuhn und Leonie Kampmeyer

Webtipp:

Schadenfroh?

» Die Tücken des Alltags auf *fmylife.com*

Dumme Sachen passieren jedem. Manche unterhalten ihre Freunde damit, andere tun so, als sei nichts geschehen, und wieder andere berichten darüber auf *fmylife.com*. Hier erzählen Menschen jedem, der es lesen will, ihre peinlichen Alltagserlebnisse: „Today, I wore my cool new shirt with an oriental character on it to class. The Chinese TA burst into laughter and told me the shirt read: I am a sad, pathetic person. FML" Woraufhin der Amerikaner ausruft: Fuck my life!, oder kurz FML.
Die Geschichten sind manchmal zum Schreien komisch, manchmal tragisch oder schlichtweg unglaublich dämlich. Schadenfreude oder Mitgefühl inklusive: Angemeldete User können abstimmen – I agree, your life sucks oder You totally deserved it. Wie viel Wahrheit in den Erlebnissen steckt, lässt sich oft schwer sagen. Fest steht jedoch: Das Ganze ist höchst unterhaltsam und eine lustige Ablenkung in der Bibliothek oder im Büro. Doch Vorsicht: extrem hohe Suchtgefahr! *Christina Hülsmann*

Indiskret?

» Menschen verraten ihre Geheimnisse

Würdest du deine intimsten Geheimnisse Millionen von Internetnutzern erzählen? Auf postsecret.com tun Menschen genau das. Jeder kann hier sein Geheimnis anonym per Postkarte einschicken. Homepage-Betreiber Frank Warren veröffentlicht jeden Sonntag eine Auswahl. Die Geheimnisse sind ein Querschnitt der Gesellschaft: lustig, skurril, banal oder die bewegende Geschichte einer gescheiterten Liebe.
Was als Kunstprojekt mit einer zunächst einmaligen Ausstellung anfing, hat sich mittlerweile zu einem der meistgelesenen Blogs in den USA entwickelt. Für viele ist das Lesen der „Sonntagsgeheimisse" fast schon ein Ritual. Eine echte Erfolgsstory: Mittlerweile hat Frank Warren vier Bücher mit Geheimnissen herausgegeben, organisiert Postsecret-Ausstellungen in den gesamten Staaten und ist beliebter Redner auf zahllosen Veranstaltungen. Auch eine deutsche Version der Homepage gibt es bereits. Also falls auch du ein Geheimnis hast: PostSecret auf Deutsch, Postfach 2553, 72015 Tübingen. *Christina Hülsmann*

Recht auf Liebe

» Rezension: „Liebe – ein unordentliches Gefühl" von Richard D. Precht

Der Philosoph und Bestseller-Autor von „Wer bin ich und wenn ja, wie viele?" Richard David Precht wendet sich in seinem neuesten Buch der Liebe zu, einem „unordentlichen Gefühl." Er zeigt, wie bei diesem Thema die Fronten zwischen Natur- und Geisteswissenschaften aufeinander prallen. Vor allem führt er Hypothesen aus dem Bereich der Biologie an, um diese anschließend als „biologische Mystik" regelrecht auseinander zu nehmen und verschiedene Ungereimtheiten aufzudecken. Dabei weiß er selbst nicht so genau, was die Liebe eigentlich ist: „[…] manchmal suchen wir [in der Liebe] nicht das eine nach dem anderen, sondern alles durcheinander, schwer zu entwirren, gleichzeitig und irgendwie doch nicht gleichzeitig." Aber das zu wissen oder sogar alle Formen von Liebe zu kennen ist auch gar nicht sein Ziel: „Ein Buch über die Liebe kann man nicht schreiben, und dies ist kein Buch über alles." Stattdessen stellt er verschiedene Meinungen gegenüber, wieder- oder zerlegt Aussagen, denen er nicht zustimmt und äußert seine eigenen Ansichten.
Fraglich ist dabei, ob seine Aussagen belegt sind und ob er die wissenschaftlichen Hypothesen im Sinne der Urheber wiedergibt. Auch ansonsten macht dieses Buch nicht den Eindruck präziser Wissenschaft, sondern vielmehr den eines anschaulichen journalistischen Textes. Beispielsweise wenn Precht verschiedene Wissenschaftler vorstellt, die „so bedeutend sie sind, […] nicht repräsentativ sind". Für alle, die von abstrakten und nüchternen Texten genug haben, ist dieses Buch allerdings ein unterhaltsames Resümee über den wissenschaftlich aktuellen Stand rund um das Thema Liebe.

Jennifer Martin

Erlebt den Autor live an der Leuphana! Am 29.01.2010 um 18 Uhr wird Richard David Precht mit einem der profiliertesten Hirnforscher Deutschlands, Gerhard Roth, im HS2 den Streit weiterführen, den sie im „Spiegel Wissen," April 2009, begonnen haben: „Wie natürlich ist der Geist? Der Streit zwischen Philosophie und Neurowissenschaften." Die Podiumsdiskussion ist öffentlich.

Richard D. Precht: Liebe – ein unordentliches Gefühl
Goldmann, München, 2009, 19,95 €

Welcher Leuphana-Typ sind Sie?

Die Leuphana besteht nun schon fast drei Jahre, die Universität Lüneburg ist bald vergessen. Zeit, die Wahrheit herauszufinden und sich zu fragen:
Welcher Leuphana-Typ bin ich?

Unser psychologisch fundierter Persönlichkeitstest gibt Ihnen eine klare, eindeutige und falsifizierbare Antwort. Kreuzen Sie die Aussagen an, die am ehesten auf Sie zutreffen. Das genaueste Ergebnis erzielen Sie, wenn Sie ganz spontan und „aus dem Bauch heraus" entscheiden.

1. Das Motto der Leuphana lautet: „Leuphana. Gute Preise, gute Besserung". Doch was hat sich in den letzten Semestern an der Uni tatsächlich verbessert?
A Das Leuphana-Logo ist symmetrischer als das alte Uni-Lüneburg-Logo.
B Der Kaffee in der Mensa.
C Die Parkmöglichkeiten (zum Beispiel Kurpark). Außerdem: Endlich weniger ungewaschene Linke.
D Die Star-Architekten-Quote.

2. Würden sie ihren Hund nach einem Spaziergang im Regen in die Mikrowelle stecken, um ihn dort zu trocknen – auch wenn sie wissen, dass er dann explodiert?
A Nein.
B Nein.
C In einem dynamischen Umfeld fällt zurück, wer stehen bleibt. Mein Hund hatte eine faire Chance. Die Hochschullandschaft entwickelt sich nun mal in Richtung Mikrowelle. Statt zu jammern und mit Linken abzuhängen, sollten wir nach vorne schauen und akzeptieren, dass Wissenschaft nun mal ihre Methoden hat.
D Schade eigentlich, dass man mit der Mikrowelle nicht auch fernsehen kann.

3. Vervollständigen Sie bitte folgenden Satz: „Wer im Glashaus sitzt …
A … sollte größtmögliche Ordnung halten."
B … fällt selbst hinein."
C … sollte das Glashaus in der Bau- und Planungsphase als überlebenswichtig für die Uni darstellen, den Bau selbst mit Studierenden planen und Zuschüsse von Stadt und Land abkassieren."
D … sollte nicht mit Steinen werfen. Es sei denn er hat große Steine und Panzerglas."

4. Bei einem tragischen Auto-Unfall hat ihr Kommilitone einen Arm verloren. An diese Stelle hat er sich eine Laserpistole einpflanzen lassen und nun fürchten ihn alle. Ihre Reaktion:
A Das ist sicher sehr praktisch beim Grillanzünden.
B So etwas Albernes. Armprothesen sind heutzutage biologischen Armen gleichwertig, in manchem sogar überlegen und dazu spottbillig.
C Hhmh. Gibt es im Komplementärstudium nicht eine Veranstaltung mit dem Titel „Laserwaffen als Körperteile – eine echte Innovation"?
D Ich habe ebenfalls eine Art implantierte Laserpistole. Ich trage sie nur an anderer Stelle.

5. Reizthema Schweinegrippe. Sie würden in der „kritischen Jahreszeit" auf keinen Fall:
A Mich nicht impfen lassen.
B Mich impfen lassen.
C Mir bei einem weiteren Autounfall nochmal eine Laserpistole statt einer Armprothese einpflanzen lassen.
D Die CDU wählen.

6. Stichwort Älite. Wie stehen Sie zur aktuellen Positionierung der Leuphana als Älite-Universität?
A Ob Älite oder nicht, Hauptsache gute Lehre und Forschung.
B Bei den vielen Studiengebühren, die ich hier zahle, kann ich ja wohl etwas Älite verlangen!
C Ich finde, das Wort Älite wird an unserer Uni immer noch nicht oft genug benutzt.
D Ich war früher eigentlich selbst sehr älitär, besonders kurz nach dem Abi. Dann habe ich aber mal meine ganze Älite beim Waschen in der Hose vergessen. Nach dem Rausnehmen war sie total verknittert und ausgebleicht.

7. Das Studium an der Leuphana wird mit dem sogenannten „Heide Harvard (H.H.)" (oder scherzhaft „Leuphana-Bachelor") abgeschlossen. Diesen gibt es nirgendwo sonst in Deutschland. Was sagen Sie zur damit einhergehenden Unvergleichbarkeit?
A Halb so schlimm, denn die Leute sind hier alle sehr nett.
B Davon wusste ich nichts, als ich mich einschrieb. Aber jetzt bin ich schon mal hier und werde das auch durchziehen.

C Finde ich superfantastisch.
D Der Abschluss ist mir egal, ich bin nur an der Uni, weil hier im Winter geheizt wird.

8. Ihr Studiengang wurde vom Präsidium abgeschafft, weil er langweilig, unsexy, unprofitabel, naturwissenschaftlich und/oder sozialpädagogisch war. Sie:
A Vertrauen auf die Unfehlbarkeit des Präsidiums.
B Schreiben mit Kreide kurz vor Regen eine Forderung auf den Bürgersteig vor Geb. 10.
C Denken: Gut, dass der endlich weg ist. Gegen Ende hatten wir eh 342 Prüfungsordnungen und 3/10 eines Professors. Ich werde nun meinen Hund in die Mikrowelle stecken.
D Füllen 240 ml Salpetersäure in ein Becherglas und geben 40 ml Schwefelsäure hinzu. Danach lassen Sie 30 Tropfen Glycerin in das Glas tropfen und füllen das Gemisch in ein mit destilliertem Wasser gefülltes Becherglas. Anschließend warten Sie den Anbruch der Nacht ab und spazieren dann zu Gebäude 10.

9. Es ist 23:40 Uhr am Vortag ihres Referats. Sie:
A Sind im Tiefschlaf. Die perfekte Vorbereitung ihres Referats während der letzten Wochen ist Ihnen ein sanftes Ruhekissen.
B Schauen fern. Das Referat ist ganz gut vorbereitet. Das Handout müssten sie zwar noch machen, aber das Referat ist schließlich erst um 10 – Sie haben also noch genügend Zeit.
C Haben jetzt schon so viel Kaffee getrunken, dass ihr Herzschlag ihre Mitbewohner weckt und machen das, was sie jeden Tag um diese Uhrzeit tun: Sie verfolgen die Kurse ihrer Aktien. Ihr Referat ist zwar nicht perfekt vorbereitet, aber immerhin schon so weit, dass Sie aufkommende Fragen mit einem „Schau Dich doch an!" oder „Halt doch die Klappe, Du Holländer!" geschickt kontern können.
D Sitzen gerade bei einem Horrorfilmabend mit ihren Kumpels daheim und greifen nach einem weiteren Bier, während Sie sich den Plan zu Recht legen, ihren Dozenten am nächsten Tag in eine Grundsatzdiskussion zu verwickeln (etwa: „Sind Referate an sich eine sinnvolle Arbeitsmethode?")

10. Im November 2009 wurde der Hörsaal 1 von Studierenden aller Fachrichtungen und Semester besetzt. Ihr Verhältnis zur Besetzung:
A Ich kenne das: Mein Computer streikt auch manchmal. Dadurch, dass ein paar Vorlesungen ausfielen, hatte ich endlich Zeit, die vorherigen nachzuarbeiten.
B An dieser Uni wird zu viel gestreikt und zu wenig gesoffen.
C Ich habe durch den Streik meine BWL III-Vorlesungen verpasst. Das finde ich suboptimal. Mein Vorschlag für nächstes Mal: Die Vorlesung findet statt, aber die Streikenden können drinnen bleiben. Oder, noch besser, irgendwo streiken, wo es nicht so stört.
D Mein Schlafsack wurde gestohlen, ich habe studienrelevante Seminare verpasst und ein Angestellter von Gebäude 10 hat mich verprügelt. Trotzdem würde ich es sofort wieder tun, denn es war das Richtige.

11. Bitte vervollständigen sie den folgenden Satz: „Denk ich an Leuphana in der Nacht, dann ...
A ... gehen mir noch tausend Dinge durch den Kopf, die ich morgen erledigen muss (z. B.: „Ich muss noch dringend das Heine-Zitat raussuchen!")
B ... ist das nichts Besonderes. Ich träume eine Menge verrücktes Zeug."
C ... wird mein corpus spongiosum hart wie Kruppstahl."
D ... bin ich um den Schlaf gebracht."

12. Ihre Lieblingssendung:
A Die Tagesschau / Gilmore Girls / Scrubs.
B Die Simpsons, aber nur die alten Folgen.
C Action-News auf RTL 2.
D „Nachtlounge" mit Bernd dem Brot.

13. Es ist 4:46 Uhr morgens und Sie waren die Nacht über im Leuphamos (bis September 2009 bekannt als „Vamos"). Sie:
A Wundern sich, was auf Erden sie dazu bewogen hat, ins Leuphamos zu gehen und beschließen, diesen Fehler nie wieder zu machen.
B Verabschieden sich herzlich von ihren Freunden, sind zufrieden mit der Nacht und bekräftigen sich gegenseitig darin, dass man das mal wieder machen müsste.
C Liegen neben einem blonden, pink-süßen Mädel oder einem schwarzgelockten,
bebauchmuskelten Kerl. ODER: Beschließen, dass sie jetzt genug vorgeglüht haben und wollen jetzt irgendwo richtig feiern gehen.
D Freuen sich an dem sternenklaren Himmel und spielen mit dem Gedanken, den Rest des Weges nach Hause barfuß zu laufen.

13. Welchen Promi würden Sie gerne einmal treffen?
A Ursula von der Leyen.
B Unseren Unikanzler Daniel Libeskind.
C Richard Fuld.
D Tyler Durden.

Den Test erstellte Martin Gierczak

Herausgeber:
Univativ – Das Lüneburger Hochschulmagazin e.V.

Anschrift der Redaktion:
Scharnhorststraße 1
21335 Lüneburg
E-Mail: univativ@leuphana.de
Internet: *www.uni-lueneburg.de/univativ*

Redaktionsleitung:
Fabienne Erbacher, Susanna Andrick, Carmen Johann

Geschäftsführung und Anzeigen:
Carmen Johann

Layout / Produktion:
www.damx.de / www.rimi-grafik.de

Titelfoto:
Susanna Andrick, Fabienne Erbacher

Mitarbeiter dieser Ausgabe:
Miriam Brenner, Sarah Fandrich, Ian Gierczak, Martin Gierczak, Mirja Hammer, Heike Hoja, Christina Hülsmann, Leonie Kampmeyer, Kristin Koepke, Lisa Kuhn, Michelle Mallwitz, Jennifer Martin, Julia Meis, Mona Mensmann, Steffi Nitsche, Johanna Nolte, Birte Ohlmann, Steffen Riemenschneider, Lillian Siewert, Julia Strube, Lina Sulzbacher, A.U., Nele Wulf

Schlussredaktion:
Susanna Andrick, Fabienne Erbacher, Heike Hoja, Leonie Kampmeyer, Steffi Nitsche

Wir danken:
Eckehard Niemann (Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft), Mathias Hinderer (Inklusive Menschenrechte) Manuel Rimarzik (damxDESIGN), AStA Lüneburg

Redaktionssitzungen:
Je 14-tgl. dienstags und donnerstags um 16 Uhr.
Ihr seid herzlich willkommen! Schreibt uns an *univativ@leuphana.de* für genauere Infos

Erscheinungsweise:
vier Mal jährlich, Auflage: 1000

Die UNIVATIV-Ausgabe Nr. 61
erscheint am 1. April 2010

Auswertung

» Welcher Leuphana-Typ bin ich?

Zählen Sie die von Ihnen angekreuzten Buchstaben zusammen. Der Buchstabe, den sie am häufigsten gewählt haben, entspricht Ihrem Leuphana-Typ.

A Das Leuphinchen. Sie sind bescheiden und freundlich. Wer sie nicht gut kennt, hält sie für schüchtern und blass, doch stecken in Ihnen große Stärken und Fähigkeiten. Sie vertrauen Autoritäten und sind im Großen und Ganzen zufrieden mit der Leuphana.

B Der Leuphant/die Leuphantin. Wie das Rüsseltier verwandten Namens sind Sie ein ausgeglichener und kaum aus der Ruhe zu bringender Charakter. An der Uni versuchen Sie, Harmonie zu stiften und zu vermitteln. Sie mögen Musik und Schokolade. Sie sind nicht mit allem einverstanden, was an der Leuphana passiert, können sich aber damit arrangieren.

C Der Leuphanatiker/die Leuphanatikerin. Sie fühlen sich an der Leuphana äußerst wohl – es ist der perfekte Ort für sie. Ihre Stärken sind Ehrgeiz, Erfolgsorientierung und Zielstrebigkeit. Die Leuphana und das Leuphana-Profil bereiten Sie ideal auf ihr zukünftiges Berufsleben vor.

D Der Leupholutionär/die Leupholutionärin. Sie gehören nicht hierhin. Dass sie trotzdem an der Leuphana sind, zeugt von Ihrem Wunsch nach Reibung, Herausforderung und intensiven Erlebnissen. Dahinter steckt ein tiefer Gerechtigkeitssinn. Sie sind bereit, die Leuphana zu verändern oder es zumindest zu versuchen. Ihr Leben ist stets in Bewegung. Mehr Wert als auf Ankommen legen Sie auf das Unterwegs-Sein.

Dezember'09 bis März '10

Die wichtigsten Daten auf einen Blick

» CAMPUS

21.12.–01.01. **Weihnachtsferien**

29.01. **Ende der Vorlesungszeit**

06.04. **Beginn der Vorlesungszeit**

» CAMPUS LIFE

15.01 **Tritonus e.V. präsentiert „Out of the Dark"**
Bibliotheksfoyer

19.01. **Taizé-Abend der EHG/KHG**
Nikolai-Kirche

» KULTUR

15.12. **Lesung: Steven Bloom „Stellt mir eine Frage"**
Heinrich-Heine-Haus

16.12. **Lesung: Wladimir Kaminer „Live 2009"**
Vamos

06.01. **Theater: Das Helmi**
AStA Wohnzimmer

08.01. **Junges Theater: Premiere „Die Welle"**
Theater Lüneburg

13.01. **Filmreihe „Kalter Krieg": Dr. Seltsam oder: Wie ich lernte, die Bombe zu lieben**
Scala Programmkino

27.01. **Filmreihe „Kalter Krieg": Die Russen kommen! Die Russen kommen!**
Scala Programmkino

03.02. **Comedy: Johann König „Total Bock auf Remmi Demmi"**
Vamos

07.03. **Comedy: Sascha Grammel „Hetz mich nicht!"**
Vamos

» LÜNEBURG

13.12. **Rote Rosen: Tag der offenen Tür**
Rote Rosen-Studio

–22.12. **Lüneburger Weihnachtsmarkt**
Marktplatz, täglich bis 19 Uhr

06.03. **6. Lüneburger Rocknacht**

» PARTY

17.12. **Banana Breaks: Club/Electronica/Hip Hop**
Wunderbar

18.12. **Indie&Tronic**
P2!

25.12. **Funky Beats Weihnachtsspezial**
Wunderbar

31.12. **Silvesterparty**
Vamos

» MUSIK

17.12. **four get it**
Wunderbar

18.12. **Drive by Shooting + Mandala**
Jekyll & Hyde

19.12. **Booze, Beer & Rhythm**
Wunderbar

26.12. **Lake**
Wunderbar

31.12. **Wunderbar´e Silvesterparty**
Wunderbar

10.01. **Klaus Hoffmann „Spirit 2"**
Vamos

13.01. **Jan Plewka singt Rio Reiser**
Vamos

20.01. **Der Familie Popolski „From Zabrze with Love"**
Vamos

23.01. **Micheale Melián + Pantha du Prine**
AStA Wohnzimmer

23.01 **Lunatic Warmup**
Wunderbar

11.02. **THE TEN TENORS „The Power of Ten"**
Vamos

13.02. **Lunatic Bandcontest**
Garage

21.02. **Götz Alsmann & Band „Engel oder Teufel"**
Vamos

03.03. **2Raumwohnung „Lasso"**
Vamos

13.03. **Lunatic Hamburg-Party**
Haus 73